



MAX ERLER
LEIPZIG
Königl. Sächs. Hoflieferant

PELZWAREN-KONFEKTION

Reichillustrierter
Katalog W. frei!

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die
Leipziger Lebensversicherungs-
Gesellschaft auf Gegenseitigkeit
(Alte Leipziger), Thomasring 21.

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Bequeme Deckung der Kriegs-
schädenbeiträge aus den künf-
tigen Dividenden oder aus der auch
im Kriegssterbefall sofort und voll
zahlbaren Versicherungssumme.



Maraschino
EINZIG IN DER WELT.
LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie

(In Österreich-Ungarn verboten)
110 000 Lose — 55 000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen
Ziehung 1. Klasse am 6. und 7. Dezember 1916
Jedes zweite Los gewinnt.

800 000 Spec 500 000
300 000 M 200 000
150 000 M 100 000

Klassen-Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
(in jeder Klasse)	M. 5.—	M. 10.—	M. 25.—	M. 50.—
Voll-Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
(für alle Klassen)	M. 25.—	M. 50.—	M. 125.—	M. 250.—

Paul Lippold, Königl. Sächsischer Lotteriekollektor, Leipzig, Richard-Wagner-Strasse 10.
Postscheckkonto: 50 726 Leipzig.



170. Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Ziehung 1. Klasse
am 6. u. 7. Dezember 1916.
Anzahl der Lose 110 000, Anzahl der Gewinne 55 000
im Gesamtbetrage von
20 Millionen 801 000 Mark
verteilt in 5 Klassen.
Im günstigsten Falle auf eine Nummer
800 000 Mark
speziell **500 000, 300 000, 200 000, 150 000, 100 000** usw.
Preis jeder Klasse
 $\frac{1}{10}$ 5.— $\frac{1}{5}$ 10.— $\frac{1}{2}$ 25.— $\frac{1}{1}$ 50.— Mk.
Volllose (für alle Klassen gültig)
 $\frac{1}{10}$ 25.— $\frac{1}{5}$ 50.— $\frac{1}{2}$ 125.— $\frac{1}{1}$ 250.— Mk.
Versand auch unter Nachnahme.
H. G. F. Fischer Nachf.
Königl. Sächs. Kollektor,
Leipzig,
Petersstr. 28 a,
Goldner Arm.

EIN GESEGNETER FISCHERZUG.



Anker
Schnell-
Nähmaschinen
Erstklassige Fabrikate
Anker-Werke
A.G. Bielefeld
gegründet 1876
Lieferantin für die
Armee und Schulen



Keinen Tropfen Wasser
läßt Dr. Gontner's Del-Wachs-
lederpuß
Nigrin
durch das Leder des Schuhzeugs
eindringen bei fortlaufendem
Gebrauch. Eine hauchdünne,
hochglänzende, durch Wasser
und Schnee unzerstörbare
Wachsschicht bildet sich auf
dem Leder, welche das Eindrin-
gen des Wassers verhindert.
Nigrin färbt nicht ab.
Fabrikant: **Carl Gontner**,
chem. Fabrik, Göppingen, Wtbg.

Carbid
Kerze No. 7 Mk. 2.15
Light No. 810 Mk. 4.50
Salon-No. 1012 Mk. 1.50
Lampe No. 1012 Mk. 1.50
Sturm-No. 1012 Mk. 1.50
laterne No. 1012 Mk. 1.50
110 Pf. P.-S.-K. 9625, Cöln. Jos. Prégardien, Cöln-Braunsfeld 36. No. 7

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
800 000 200 000
500 000 150 000
300 000 100 000
und namentlich viele Mittelgewinne.
20 Millionen 801 000 Mark
kommen innerh. 5 Monaten zur Ausschüttung.
Spielplan frei.
Ziehung 1. Klasse
6. u. 7. Dezember 1916.
Zehntel Fünftel Halbe Ganze
Mk. 5.— 10.— 25.— 50.—
Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:
Mk. 25.— 50.— 125.— 250.—
Versand, auf Wunsch u. Nachn., d. d. Kgl. Koll.
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstr. 8.
Gewinnlisten und Auszahlung schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

Echte billige Briefmarken!
100 As., Afr., Austr. Mk. 2.—
500 verschied., nur Mk. 3.—
1000 verschied., nur Mk. 11.—
2000 verschied., nur Mk. 40.—
Max Herbat, Marken-
haus, Hamburg 2.
Große Illustr. Preisliste gratis franko.

170. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
(In Österreich-Ungarn verboten.)
110 000 Lose, 55 000 Gewinne.
Ziehung 1. Klasse
6. und 7. Dezember 1916.
Im günstigsten Falle
800 000
Hauptgewinne
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000
Klassen-Lose für jede Klasse:
 $\frac{1}{10}$ M. 5.— $\frac{1}{5}$ M. 10.— $\frac{1}{2}$ M. 25.— $\frac{1}{1}$ M. 50.—
Voll-Lose gültig für alle Klassen:
 $\frac{1}{10}$ M. 25.— $\frac{1}{5}$ M. 50.— $\frac{1}{2}$ M. 125.— $\frac{1}{1}$ M. 250.—
empfehlen und versendet
die Kgl. Sächs. Lotteriekollektion von
Reinhold Walther, Leipzig
Pfaundorferstr. 6, bestehend seit 1856.
Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.

Harmoniums, bes. ohne Notenkenntnis
4stimm. spielbare. Illustr. Katalog frei.
Aloys Maier, Hofl., Fulda 172.

Kocht Rationell
mit wenig Wasser wie im Dampftopf
Und Brät Ohne Fett.
Vorzügl. Kuchen-Backapparat.
Wird über das Herdfeuer
oder die Gasflamme gestellt.
Jedes vorhandene Koch-
geschirr verwendbar.
Zu beziehen d. alle einschl. Geschäfte.
Preis Mk. 2.50. Krubof-Kochbuch 25 Pf.
Fabrik Sanitas, Berlin N. 24.

Briefmarken
Katalog gratis.
Kassa-Ankauf v. Sammlungen.
Berliner Briefm., Zeitg. Probeheft gratis.
Philipp Kosack & Co., Berlin C. 2,
Burgstraße 13, am Königl. Schloß.

KAYSER
BESTE DEUTSCHE
NÄHMASCHINE
Kayser Fabrik & Kaiserslautern

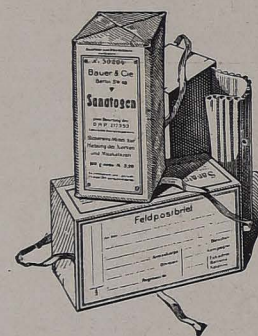
Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Im günstigsten Falle:
800 000
Hauptgewinne:
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000
USW.
Ziehung 1. Klasse
6. u. 7. Dezember
Klassen-Lose:
 $\frac{1}{10}$ 5.— $\frac{1}{5}$ 10.— $\frac{1}{2}$ 25.— $\frac{1}{1}$ 50.— M.
Voll-Lose
(für alle fünf Klassen gültig):
 $\frac{1}{10}$ 25.— $\frac{1}{5}$ 50.— $\frac{1}{2}$ 125.— $\frac{1}{1}$ 250.— M.
empfehlen und versendet
Alexander Hessel
Dresden, Weissegasse 1



Die besten Uhren fürs Feld
Simania Armee
u. Marine Uhren
Tausende an Offiziere
u. Soldaten geliefert
Nr. 100.8a. Gute Militäruhr, la. Schweiz.
Ankerw. II. Nickelgeh. m. Radium-Zahl. 750
und Zeit (nachts leuchtend) St. nur M. 15.
Nr. 100.75. „Eis Schlager“, Militär-
Taschenuhr, II. stark versch. Gehäuse m.
Goldrand. I. Schweiz. Präz.-Ankerwerk
(3 Jahre Garantie) m. Radium-Zeigern u.
Ziffern (nachts leuchtend). Tausende
im Gebrauch. Enorm billig. St. M. 15.
Kataloge über alle Gebrauchs-
gegenstände für unsere
Soldaten kostenlos! auch ins Feld.
Nr. 100.78. Armband-Militär-Uhr.
la. Ankerwerk. Nickel-Gehäuse. starken
Leder-Armband, nachts leuchtend. 1350
Ziffern u. Zeiger. nur M. 15.
Nr. 100.78a. Militär-Armbanduhr.
I. Schweiz. Präz.-Ankerwerk (3 Jahre
Garantie), elegant, staubdichtes Nickel-
gehäuse. Sek. Zeiger. Radium-Ziff. 1000
Stark. Lederarmband. Sehr billig. M. 24.
M. Liemann & Co.
Berlin C 25, Prenzlauer Str. 40.
Versand ins Feld portofrei
frei bei Vereins- u. Beträg
Moderner Kriegs-
schmuck
billig!
Sofort
Auswahl!



Sanatogen



Von 21 000 Aerzten anerkanntes Kräftigungsmittel für Körper und Nerven. Sanatogen schafft einen Kräftevorrat, aus dem jeder Mehrverbrauch an Körper- und Nervenkraft ersetzt werden kann. **So bietet es also auch für unsere im Felde stehenden Krieger eine unvergleichliche Möglichkeit zur Erhaltung der Gesundheit und Widerstandskraft.** — Sanatogen-Feldpostbrief-Packungen in allen Apotheken und Drogerien. — Die Sanatogenwerke, Berlin 48 Q/1, Friedrichstraße 231, versenden kostenlos aufklärende Schriften über:

Sanatogen als Kräftigungsmittel

- | | | |
|---|---|----------------------------|
| 1. bei Nervenleiden | 3. bei Magen- und Darmleiden | 6. bei Kinderkrankheiten |
| 2. bei Rekonvaleszenz und Schwächezuständen aller Art | 4. bei Lungenleiden | 7. bei Frauenleiden |
| | 5. bei Bleichsucht und Blutarmut | 8. bei Ernährungsstörungen |
| | ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen. | |

Wer Sanatogen noch nicht kennt, **verlange eine Gratisprobe** von der obengenannten Firma.

Parfümerie Lelia
ein ausersesener Wohlgeruch
als Taschentuchparfüm - Toilettewasser -
Riechkissen - Fein-Seife - Haut-Creme -
Gesichtspuder - Kopfwasser - Brillantine -
Gustav Lohse Königlich Hoflieferant *Berlin*

Das schönste Weihnachtsgeschenk!



(Unionzeiss-Bücherschrank, Eckstellung)

Mehr als
8 Millionen Bücher
werden
allein in Deutschland in

Zeiss
Bücherschränken
„Union“
aufbewahrt.

Eine Zierde für jeden Raum.

Preisbuch 395
kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss
(Unionzeiss)
Frankfurt a. M.
36 Kaiserstraße 36

DAAG

DAAG-LAST-AUTOMOBILE
OMNIBUSSE, FEUERWEHRFAHRZEUGE M. PAT. MOTORBREMSSE
Deutsche Lastautomobilfabrik, Akt.-Ges. Düsseldorf-Ratingen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3829.

147. Band.



General der Infanterie v. Beseler, Kaiserlicher Generalgouverneur in Warschau,

der am 5. November das Manifest des Deutschen Kaisers und des Kaisers von Österreich und Apostolischen Königs von Ungarn über die Neuerrichtung des Königreichs Polen als selbständigen Staates mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung sowie einer eigenen Armee an die Bewohner des Generalgouvernements Warschau ver kündigte.

Nach dem Leben gezeichnet von Professor Arnold Busch. — Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.

Polens Wiedergeburt.

Vom Geheimen Regierungsrat Georg Kleinow, Berlin-Lichterfelde.

In den heißen Junitagen des Jahres 1908 versammelte sich im alterthümlichen Rathaus der Hauptstadt Böhmens unter des Bürgermeisters Groß Vorkitz ein all-war es der zweite. Im Mittelpunkt der Verhandlungen standen die Ausführungen des Polen Roman Dmowski. Jeder allslawischen Vereinigung hatte bis dahin der russisch-polnische Streit entgegengestanden. Roman Dmowski hatte mit Hilfe polnischer und russischer Reichsratsmitglieder zu St. Petersburg die Gründe des Gegenjahres aufgedeckt und wies den Weg zu ihrer Beseitigung. Es war nachgewiesen worden, daß Rußland gegen Polen mit Mißtrauen erfüllt bleiben müsse, solange es Ansprüche auf Westrußland, Litauen und Wolhynien erhebe. Würden die Polen auf diese Gebiete in aller Loyalität ein für allemal verzichteten und auch ihren derzeitigen Besitzstand daselbst preisgeben, so sollte auf dem Territorium des ehemaligen Kongreßpolens, das ist in den heutigen Generalgouvernements Warschau und Lublin, den Polen eine völlige Selbstverwaltung und kulturelle Autonomie von der russischen Regierung zugebilligt werden.

Die slawische Welt war von diesem Ausblick so entzückt, daß sie sich bereits am Vorabend des Zusammenschlusses aller Slawen währte. Weder in Österreich-Ungarn noch in Rußland legten sie sich kaum noch jene weisse Mähigung auf, die doch Voraussetzung eines jeden politischen Erfolges ist. Die Polen hatten sich Rußland gegenüber verpflichtet, auf die eben genannten Gebiete Westrußlands zu verzichten, d. h. von jeder Propaganda daselbst, sei es auf dem Gebiet der Schule oder der Kirche, abzusehen, gegen eine Abtrennung des Cholmer Landes vom Weichselgebiet, die zum ersten Male 1866 von den Russen erwogen war, keine Einwände zu erheben und die Untergliederung Ostgaliziens, einiger Komitate Ungarns und der Bufowina gützuheissen, falls es zu einem kriegerischen Zusammenstoß zwischen Österreich-Ungarn und Rußland kommen sollte. Rußland sollte dafür den Polen die Vereinigung der ethnographisch zum polnischen Kulturkreis gehörenden Gebiete, also des Weichselgebiets, Ostgaliziens, Ostschlesiens, Polens, Westpreußens und einiger mahrischer Kreise Ostpreußens zu einem autonomen polnischen Staatsgebiet garantieren. Die russische Regierung hat durch Abtrennung des Cholmer Landes vom Gouvernement Lublin die Ausführung dieses Programms im Jahre 1911 begonnen. Die Zuversicht der slawischen Brüder und besonders der Polen stützte sich nun nicht allein auf die Zusagen russischer Panlawisten; sie war geboren aus den Hoffnungen, die sich knüpften einmal an die nach dem Russisch-Japanischen Kriege an der Neua gegen Deutschland aufkommende Mißstimmung und an die darauffolgende englisch-russische Verständigung, also an die sich anbahnende Mächtekonstellation. Diese Verständigung war bereits im Jahre 1905 von verschiedenen Seiten vorläufig eingeleitet, fand aber erst am 9. Juni 1908 gelegentlich der Zusammenkunft Nikolaus' II. mit Eduard VII. auf der Reede zu Reval ihren sichtbaren Abschluß. Roman Dmowski übernahm es, den russischen Freunden gegenüber die politischen Parteien der Polen in Warschau im Sinne des erwähnten Programms zu vereinigen. Die politischen Verhältnisse in Österreich-Ungarn und Preußen kamen seinen Bestrebungen äußerst entgegen. Die preussische Regierung schuf durch das im Jahre 1908 im preussischen Landtage angenommene Enteignungsgesetz ein starkes Agitationsmittel, aus dem die von polnischen Historikern bereits aufgestellte These neue Beweismittel erhielt, daß nicht die Russen, sondern die Deutschen der gefährlichste und unerlöschlichste Feind der Polen seien.

In Österreich-Ungarn nahm die allpolnische Partei unter Ritter v. Jaworski die panlawistische Note auf, seitdem die Einführung eines demokratischen Wahlrechts in Galizien ihr das Übergewicht über die konservativere Partei im Rolo Polstie zu Wien gewonnen hatte. „Ihr Programm war“, wie der geschätzte Wiener Korrespondent Hans Lebersberger sagt, „offen ein russophiles in allen drei Teilsprachen. Ihre erste Aufgabe haben sie in der Wiederherstellung des Deutschen Reiches, um die Brüder in Polen zu befreien.“ Um den russisch-polnischen Ausgleich zu fördern, boten die Allpolen Wiens der russischen Regierung folgendes an: „Überall dort, wo die ukrainische Sprache in Amt, Gericht,

niederer und höherer Schulen (Galiziens) Geltung erlange, soll auch die russische Sprache gleichberechtigt sein... Die ukrainische Gefahr war also das einigende Band, das sich um die Allpolen und die russische Regierung schlang.“ (Lebersberger.) Als dann im August 1914 das Weltungewitter über Deutschland hereinbrach, hatten sich nicht nur sämtliche polnischen Parteien in Warschau auf der Parole Roman Dmowskis geeinigt, sondern die Allpolen in allen drei Theilen.

Die Tüchtigkeit der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere sowie die unerschütterliche Bundesstreue der beteiligten Völker und Fürsten gab dem Verlauf des Weltkrieges eine andere Richtung, als es Allpolen und Panlawisten erhofft hatten. Rußland hat das Verfügungsrecht über polnische Lande verloren. Deutschland und Österreich-Ungarn bestimmen, was aus Polen werden soll. „Unter gebotener Rücksichtnahme auf die allgemeinen politischen Verhältnisse Europas und auf die Wohlfahrt und Sicherheit ihrer eigenen Länder“ geben sich die verbündeten Monarchen der zuversichtlichen Hoffnung hin, „daß sich die Wünsche nach staatlicher und nationaler Entwicklung des Königreichs Polen nunmehr erfüllen werden.“ Am 5. November d. J. verkündeten Kaiserliche Manifeste in Berlin und Wien, daß „die der russischen Herrschaft entzogenen polnischen Gebiete... einen selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung“ bilden sollen, während dem Lande Galizien das Recht verliehen wird, „seine Landesangelegenheiten bis zum vollen Maß dessen, was mit seiner Zugehörigkeit zur staatlichen Gesamtheit und deren Gedeihen im Einklang steht, selbständig zu ordnen...“

Die weltpolitische Tragweite und historische Bedeutung dieses Schrittes wird man ermessen aus einer rückwärtschauenden Betrachtung über das Entstehen der Polenfrage und die Entwicklung des polnisch-politischen Denkens seit den Teilungen. Der alte polnische Staat, wie er noch im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts bestand, wurde ein Opfer des gleichzeitigen Wachstums Preußens und Rußlands. Stille Kriege und Erbverträge, zuletzt die Sequestrierung des Deutschen Ordens hatten die brandenburgischen Besitzungen im Osten längs der Küste der Ostsee stark vergrößert, aber zugleich eine Grenze gegen Polen geschaffen, die militärisch unüberwindlich und das Herz des jungen Staates in seiner Hauptstadt Berlin bedrohte, falls Polen sich jemals der Mark Brandenburg feindlich gegenüberstellen sollte. So lange das polnische Reich sich damit beschäftigte, seine Grenzen nach Osten hinauszuschieben und gegenüber den russischen Fürstentümern zu befestigen, drohte Brandenburg keine nahe Gefahr. Erst als die Lebensfähigkeit Polens durch eine unglückliche innere Entwicklung fraglich zu werden begann und russische Einflüsse über die Ukraine und durch Litauen tief in den polnischen Landen Wurzel faßten, da mußte sich auch die freundschaftliche Stellung des Königs von Preußen gegenüber Polen in eine mißtrauliche vorläufige verwandeln. Selbst viel zu schwach, das mehrere Male größere Polen wirksam beeinflussen zu können, obendrein noch von Habsburg bedroht, blieb Friedrich dem Großen keine andere Wahl als die Regulierung seiner Ostgrenzen nach militärischen Gesichtspunkten. So ist die Polenfrage nicht eigentlich emporgewachsen aus dem preussisch-polnischen, sondern aus dem preussisch-russischen Gegensatz. Um den Übergang ganz Polens in den russischen Besitz im achtzehnten Jahrhundert zu verhindern, mußte zur Teilung des schwachen Staates geschritten werden. Darüber herrschte auch in Berlin und Wien Einigkeit!

Die polnische Frage aber hätte sich kaum zu dem gefahrenschwangeren Problem ausgewachsen, das sie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist, wenn der Schwäche des Staates und der Demoralisation der führenden Schichten der Zustand des Belamworts entsprochen hätte. Dem war aber nicht so. In den Polen war längst die Erkenntnis ihrer staatlichen Schwäche lebendig, als die Teilungen einsetzten. Daneben machten alte Beziehungen des katholisch-österreichischen Staates zu Polen die Wiener Regierung zum natürlichsten Beschützer der Polen, was um so mehr im Interesse Österreichs zu liegen schien, als ja das Wiener Kabinett gerade wegen der älteren Beziehungen



Schloß Belvedere in Warschau,

der Wohnsitz des kaiserlichen Generalgouverneurs General der Infanterie v. Bessler.



Zur Wiederaufrichtung des Königreichs Polen: Die Johanniskirche (Dom) in Warschau, die Krönungskirche der polnischen Könige.

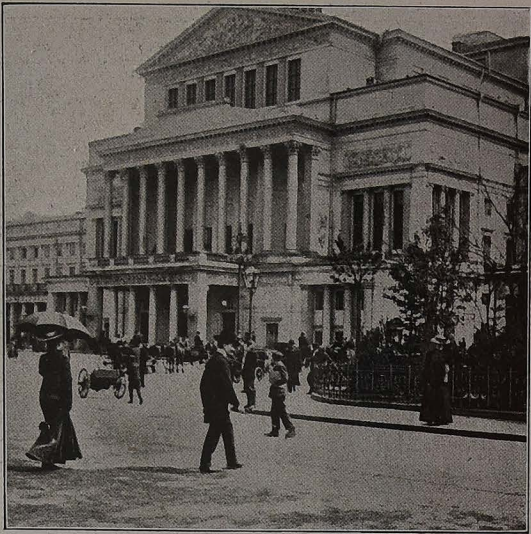


Das Kathhaus.

auf eine Gebietserweiterung in Polen immer rechnen konnte. Weiter komplizierte sich die Frage im Laufe der Jahrzehnte durch die kulturelle Schwäche der Teilungsmächte selbst. Abgefahren von Rußland, das bereits durch Peter den Großen und Katharina II. zu einem in allen seinen Ausstrahlungen ausgearbeiteten Staats-

Reformen angelehnt der Borniertheit der herrschenden Kreise zurückgestellt werden. Was blieb, war die Wissenschaft, war die Kritik an der Vergangenheit. An die Wissenschaft hat sich dann durch ein ganzes Jahrhundert hindurch die polnische Geistesarchitektur angelammert, sie im politischen nationalen Sinne eigenartig entwickelt, indem sie alle Disziplinen zu nationalpolnischen machte und sie dadurch politisierte — der Grund, weshalb sie in unseren Tagen befähigt ist, politische Führerin der polnischen Nation zu sein.

Der große Wendepunkt im Leben des polnischen Volkes trat nach dem Jahre 1864 ein, als die Opposition gegen die verfehlte Politik des Marquis Wielopolski den Zaren Alexander II. veranlaßte, den Polen auch den letzten Rest einer Autonomie zu nehmen und aus dem Partum Polen die Gouvernements des Weichselgebietes zu machen. In diesem Augenblick befand das polnische Volk in keiner der drei Teilungsmächte mehr irgendwelche politischen Rechte der Selbstbestimmung. In Preußen war das alte Herzogtum Posen schon längst in der allgemeinen Verwaltung aufgegangen, Galizien wurde von der Wiener Zentrale aus durch deutsche Beamte regiert. Deutsch war die Amtssprache. Nur die polnische Wissenschaft lebte noch an der Jagellonischen Universität zu Krakau, in Lemberg und an der Hauptschule zu Warschau und konnte bald ihre Bedeutung für die Nation beweisen. In die Nacht dieses tiefsten Sturzes zuckte plötzlich der preussisch-österreichische Streit, der über Schleswig ausgebrochen war, ein. Der letzte Akt der Hohenzollern-Habsburgischen Auseinandersetzung lud an. Die Polen, geführt von den Krakauer Konservativen, die sich um die philosophisch-historische Fakultät scharten, bekamen die einmütig zur unbedingten Treue gegen das Haus Habsburg und hielten ihr Versprechen auch in den schweren Sommermonaten des Jahres 1866. Infolgedessen konnte in



Die Große Oper.

kurzem Blühen in der Hauptschule russische und kosmopolitische Einflüsse die Oberhand über das Polentum zu gewinnen schienen. So kurze Zeit die Warschauer Hauptschule bestand, hat sie der polnischen Entwicklung doch ihren Stempel aufdrücken können. Ihre Bedeutung liegt auf sozialem Gebiet.

Von der Warschauer Hauptschule aus, die bis 1868 bestand, ging jene Richtung aus, die in der Bildung eines polnischen Mittelstandes die Voraussetzung für jede weitere Entwicklung der Nation erkannte. Mit der ganzen den Polen eigenen Leidenschaftlichkeit geht man ans Werk und erzielt in scharfem Gegensatz zu Deutschen und Juden, aber auch zu allen polnischen konservativen Richtungen Erfolge. Der Warschauer Pole beginnt in Handel und Gewerbe zu arbeiten, und die russische Gewerbepolitik kommt seinen Mühen entgegen. Freilich, die äußere politische Führung liegt nicht mehr in Warschau, auch nicht bei den Emigranten in Paris und Lausanne, sondern in Krakau, später bei Nikolaus in Wien. Der Pan-Slawismus fand nun, da die Polen Arbeit bei sich selbst genug hatten, wenig Anhang, namentlich, da das Moskauer Slawianophilentum immer unversöhnlicher sich zu einem altrussischen Staatsgebanken bekannte, der den anderen Nationalitäten nur gefährlich sein konnte. Der drohende Deutsch-französische Krieg ließ die Polen vorübergehend hoffen, Österreich-Ungarn an die Seite Frankreichs führen zu können.

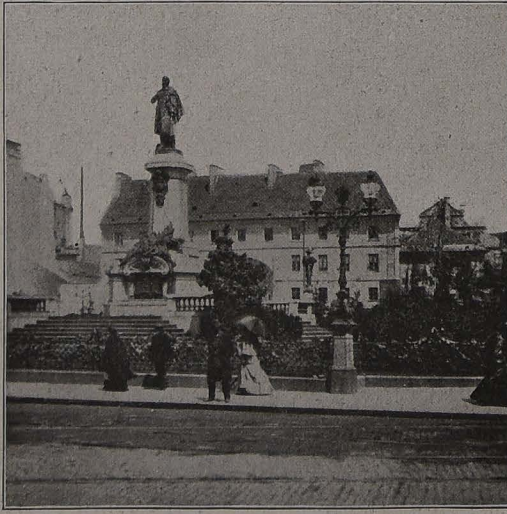
Dafür brachte die Einigung Deutschlands ein neues Moment in die russisch-preussischen Beziehungen. Die Berlin-Petersburger Freundschaft, die ihren Gipfel hatte in der Zeit, als Bismarck preussischer Gefandter am Zarenhof war, schien sich zu trüben. Das geeinte Deutschland war für das



Der Altmarkt.



Die Universität.



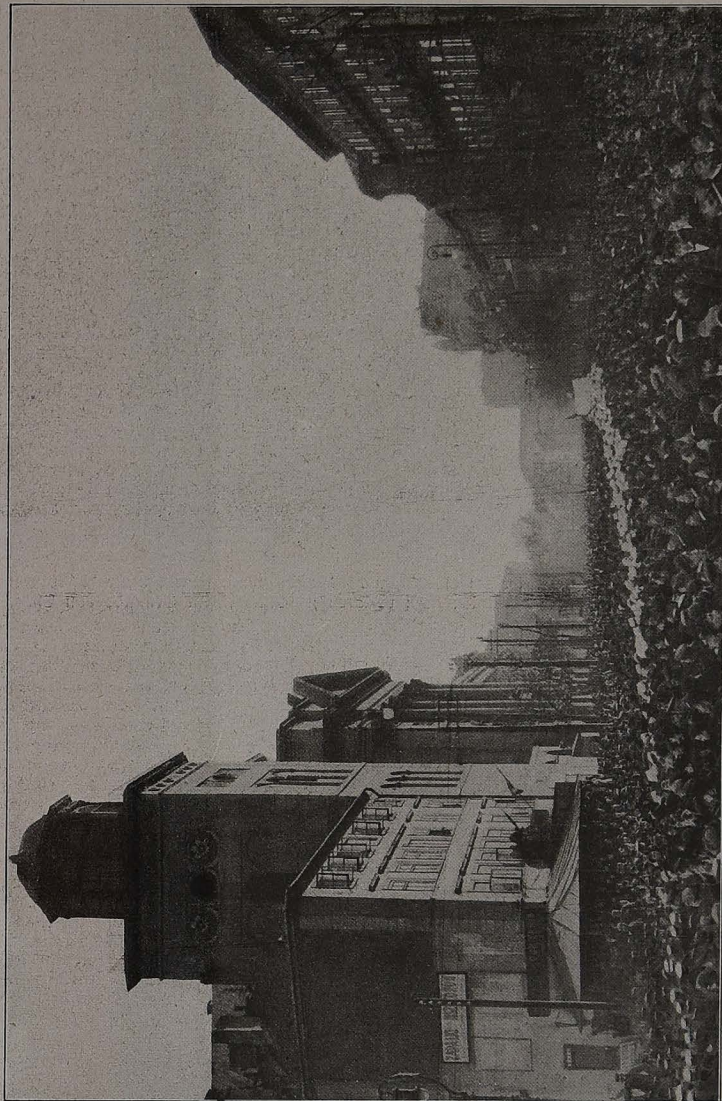
Das Denkmal des Dichters Adam Mickiewicz.



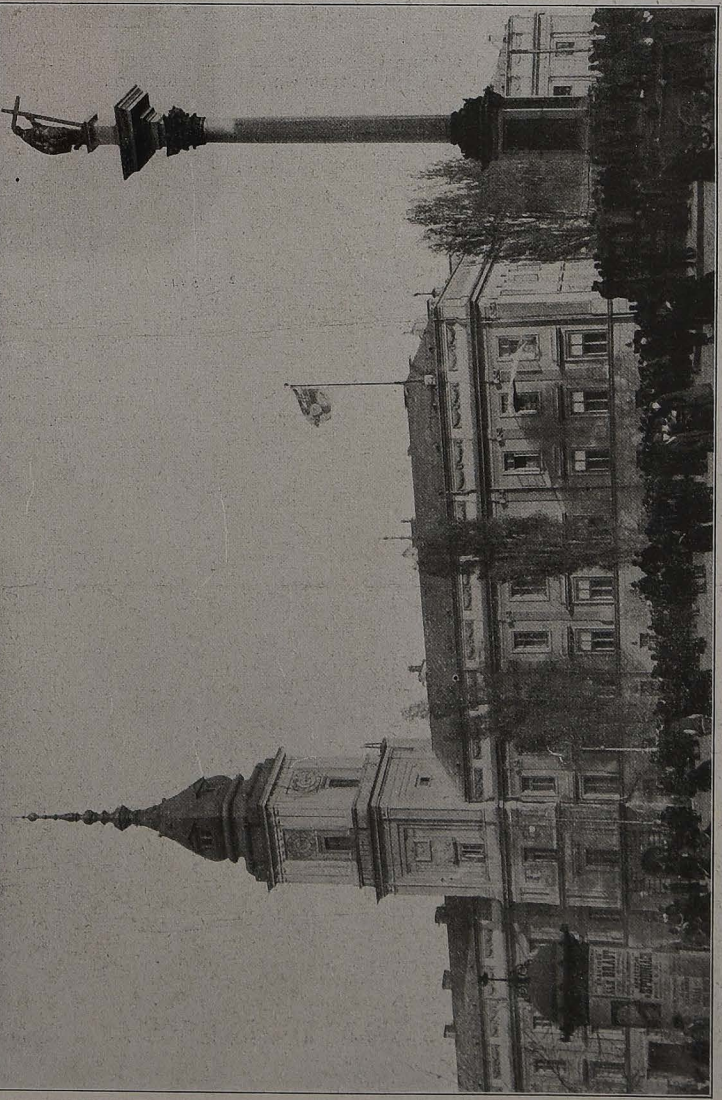
Das Palais Sobjeski.

Zur Wiederaufrichtung des Königreichs Polen: Bilder aus Warschau.

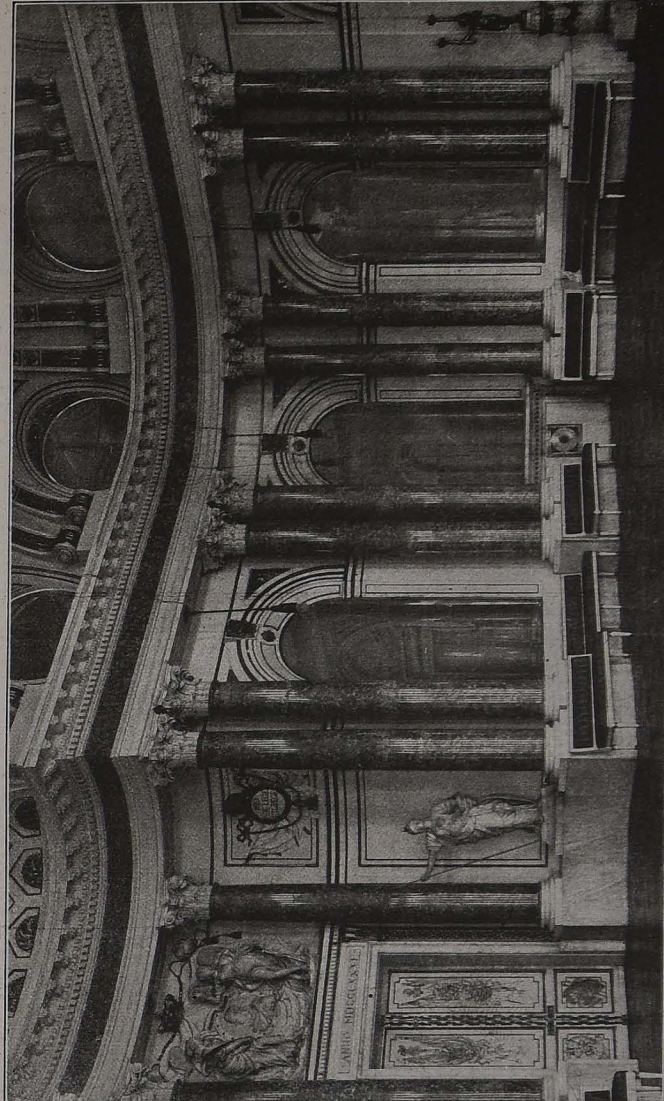
Nach Aufnahmen (mit Ausnahme des mittleren) der Neuen Photographischen Gesellschaft H. G., Berlin-Steglitz.



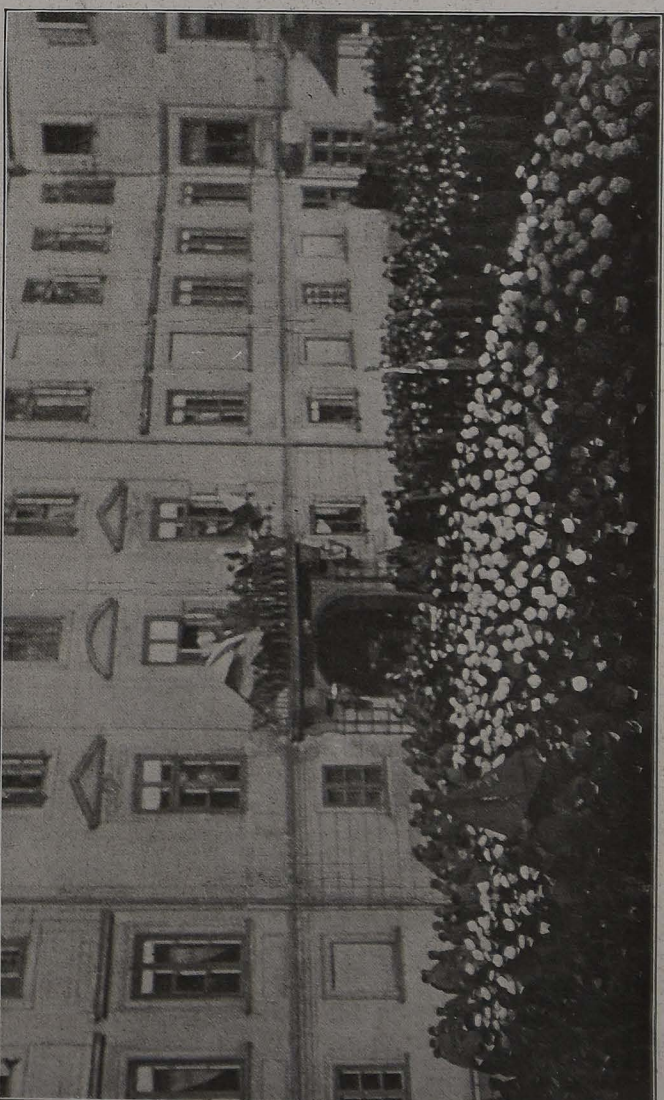
Der Zug der polnischen Studenten und jungen Männer aus der Krakauer Vorstadt von Warschau.



Das Warschauer Stadtschloß, das alte polnische Königsschloß, in dem die Proklamierung des neuen Königreichs Polen erfolgte. Rechts die Sigismundssäule.



Der Palast des Königs in Warschau, in dem der Festakt der Proklamierung stattfand.



Die polnische Studentenschaft im Schloßhofe.

Zur Wiederaufrichtung des Königreichs Polen: Bilder aus Warschau vom Tage der Proklamierung, 5. November.

gegen Westen drängende Rußland eine unliebbare Erscheinung, und wir wissen, daß gleich nach dem Frankfurter Frieden in Petersburg und Paris Fäden gesponnen wurden, die das französisch-russische Bündnis vorbereiteten; wir wissen, wie in jener Zeit polnische Politiker und Publizisten diesem Bündnis das Wort redeten. Bismarcks geniale Politik und das Interesse der Habsburgischen Monarchie wußten die sich darin vorbereitende Gefahr für den mitteleuropäischen Frieden Jahrzehnte hindurch hinauszuschieben. Die Wiener Polen aber offenbarten sich als kluge Realpolitiker, in dem sie den Bedürfnissen der Habsburgischen



Das Schloß in Rapperswil (Südseite), in dem seit 1870 das vom Grafen Wlodek gegründete Polnische Nationalmuseum untergebracht ist, das nach der Bestimmung seines Stifters solange unantastbar bleibt, als Polen nicht wiederhergestellt ist.



Das Sterbebett des berühmten polnischen Nationalhelden Tadeusz Kosciuszko.



Ein verwundeter polnischer Soldat (Warschau 1831) schreibt mit seinem Blute die Worte: *Jeszcze Polska nie zginęła* („Noch ist Polen nicht verloren“). Nach einem Gemälde von Ch. Guibert.



Blick in einen Saal, in dem sich mehrere kostbare Gemälde mit Motiven aus der polnischen Geschichte und historische Erinnerungsgegenstände befinden.



Stanislaus II. August, der letzte König von Polen, der am 25. November 1795 dem Throne entzogen wurde.

Zur Proklamierung des neuen Königreichs Polen: Aus den Sammlungen des Polnischen Nationalmuseums in Rapperswil im schweizerischen Kanton St. Gallen.

Doppelmonarchie, die durch Rußland und den Panlawismus mehr und mehr bedroht wurde, Rechnung trugen und Stein bei Stein in Galizien aufzuentwerfen. Ein Pole, Graf Goltzow, konnte als Leiter der auswärtigen Politik am Ballplatz ein warmer Verteidiger und Ausgetalter des Erbes von Julius Andrassy werden.

Als der russisch-türkische Krieg vorübergegangen war, ohne Rußlands politische Stellung zu erschüttern, als auch die Attentate der Nihilisten an der inneren Politik Rußlands nichts zu ändern vermochten, aber von den russischen liberalen Kreisen um den berühmten Wjatsnik Jewropow aus eine neue Kulturpolitik an der inzwischen russisch gewordenen Warschauer Universität einsetzte, da gewann man nach dem Vorbilde Galiziens auch bei den russischen Polen Verständnis für die Forderung der „Loyalität gegen jede der Teilungsmächte“. Im Jahre 1880 konnte von einem berühmten Petersburger Rechtsgelehrten, dem Polen Spasowicz, die Zeitschrift „Kraja“ ins Leben gerufen werden, deren ausgesprochener Zweck es war, den russisch-polnischen Gegensatz ein für allemal zu beilegen und die Polen, ebenso wie sie es in Galizien geworden waren, zu einem staatsstreuen Bestandteil des russischen Gesamtvolkes zu machen. Die Förderer dieser Versöhnung gingen von dem Gesichtspunkt aus, daß Rußland den Polen kulturell entgegenkommen müsse, ebenso wie es Österreich getan habe, wenn diese sich als lokale Staatsbürger erwiesen. Die Zuspitzung in den deutsch-russischen Beziehungen, wie sie in den 1880er Jahren eintrat, verhinderte eine solche Ausöhnung. Rußland betrachtete das Weichselgebiet als Zitadelle und Einfallstor gegen

sie gelernt, ihre Ansprüche den zur Verfügung stehenden Kräften anzupassen, und in dem Maße, wie sie von ihren hochliegenden Plänen, die die Aufrichtung jenes Polens von Meer zu Meer anzutreiben, zurücktraten, in dem Maße, wie sie sich beschränkten auf die Arbeit auf der schmalen Basis im Osten, in dem Maße wuchsen ihre Kräfte neu empor, und die Basis konnte entsprechend wachsen. Aus den Lehren des abgelaufenen Jahrhunderts heraus werden die Polen sich auch mit der von Österreich-Ungarn und Deutschland beschlossenen Regelung der polnischen Frage um so mehr einverstanden erklären und zuwenden geben, je deutlicher die Regelung alle Merkmale eines vorübergehenden Behelfs trägt. Der Polen politische Willen hat sich im Laufe der Jahre konzentriert auf den Zusammenschluß der ethnographisch zusammengehörigen Teile, nachdem sie den kulturellen Zusammenschluß durch alle Stürme hindurch aufrechterhalten konnten. Bringt die Gewährung der Autonomie für die Gebiete von Rußisch-Polen, deren Grenzen in den kaiserlichen Manifesten wenigstens nach Osten nicht fest bestimmt sind, keine politischen Zusammenschlüsse, so wird dies die nächste Etappe im Kampfe der Polen um ihre Selbständigkeit sein.

In dem sogenannten Kongresspolen, das die Generalgouvernements Warschau und Lublin umfaßt, und das den Grundstock eines künftigen polnischen Königreichs bilden sollte, wird etwa die Hälfte der polnischen Bevölkerung in Preußen und Galizien wohnen. Die deutsche Regierung ebenso wie die deutsche Nation wird sich mit Gedanken befreunden müssen, den Polen in

deutsche Kultur wird nicht dadurch bedroht, daß wir fremde, gesunde, starke Kulturen sich entwickeln lassen, unsere politische Stellung wird erst bedroht, wenn wir es zugeben, daß diese starken fremden Kulturen sich in den Dienst eines uns feindlichen Staatsprinzips stellen. Diese Gefahr besteht aber, wenn wir nicht eine die polnische Kultur befriedigende Lösung der Polenfrage finden. Es darf nie wieder möglich werden, daß polnische Parteien sich zum Träger der auslösenden Arbeit machen, die Rußland verurteilt, nach Österreich-Ungarn und Deutschland gelangen zu lassen. Aus diesem Zusammenhang heraus ist der Schritt der verbündeten Kaiserreiche, den Polen schon jetzt die Herstellung eines eigenen Staates zu ermöglichen, trotz mancherlei Gefahren, die damit verknüpft sind, als eine große fortschrittlich-politische Tat anzuerkennen. Ob dieser Schritt wirklich zum Heile Deutschlands ausfällt, das werden die Polen in der allernächsten Zeit zu beweisen haben.

Das alte und das neue Polen.

Rückblicke und Ausblicke.

Von Professor Dr. Alexander Brückner (Berlin).

Vor über neunhundert Jahren erstand an der Warthe ein Kriegerstaat, der von seinem Kernland um Gnesen und Polen aus sich nach allen Himmelsgegenden rasch ausbreitete, doch im Grunde nur von dem mächtigen Willen einer einzelnen Herrscherfamilie getragen war. Denn dem echten Slawen (außer wo seine Rasse mit fremder



Zur Wiederaufrichtung des Königreichs Polen: Die Union zu Lublin (1569). Nach dem Gemälde von Jan Matejko.

Lublin war Sitz des alten polnischen Krontribunals und mehrerer Reichstage, so des von 1568 bis 1569, auf dem unter König Sigismund August von Polen die Vereinigung Polens und Litauens, die sogenannte Lubliner Union, zustande kam.

Deutschland. In Polen und Westpreußen und in Schlesien machte sich eine von Demokraten und Sozialisten aus Galizien herübergebrachte Propaganda bemerkbar, die Bismarck für panlawistisch hielt, obwohl sie national-polnisch war. Zur Sicherung der deutschen Ostgrenze trat dann die preussische Unfriedenspolitik mit ihrer ausdrücklich gegen die Polen gerichteten Spitze ins Leben, was zur Folge hatte, daß die Polen sich jetzt, in ihrer Bodenständigkeit bedroht, erst recht national auf der schmalen Kampfbasis, auf der des Wirtschaftsebens, zusammenschloßen. Was die Polen nun in dem sich entzündenden Kampfe in Rußland und Preußen geleistet haben, ist bekannt. Von der wirtschaftlichen Entwicklung haben und drüben begünstigt, schufen sie sich einen tatkräftigen Mittelstand, der nach und nach auch politischen Einfluß gewann und die konservativen Führer in Preußen und jüngst auch in Galizien beiseiteschob.

Den mühsamen Aufstieg der Polen habe ich in meinem Werte „Die Zukunft Polens“ eingehend dargestellt. Es ist ein langer Leidensweg, ein Weg voll von Lockungen und betrogenen Hoffnungen, von geistigen und materiellen Entbehrungen, wie ihn wenige Völker gegangen sind, besonders erschwert durch das Temperament der Nation, das sie jeden Augenblick bereit sein ließ, erfolgreich angefangene Arbeiten hinzuwerfen, in die europäischen Handel einzugreifen, um Früchte zu ernten, zu denen sie nicht selbst den Vater bereitet.

Die in künftigen Zeiten hier gekennzeichnete polnische Politik zeigt uns die Polen als konsequente zähe Kämpfer um ihre Nationalität, aber durchaus frei und unbeschränkt in der Wahl ihrer Mittel zur Erreichung des politischen Zweckes. Im Laufe der vergangenen 125 Jahre haben

irgendeiner Form entgegenzukommen. Papierne Garantien, die in dieser Richtung gegeben sind, mögen für einige Jahre, die der Einrichtung der neuen Verhältnisse dienen, ausreichen. Sobald eine gewisse Konsolidierung eingetreten ist, beginnt der Kampf von neuem um die alten Ideale, und papierne Verträge zerfallen im Winde. Damit aber treten in unseren deutschen Horizont neue Ausblicke, welche sich einfügen in die neuzeitlichen Ideale, die sich aus der Entwicklung unserer weltwirtschaftlichen Tätigkeit gebildet haben. So wenig, wie der Kaiserlich von Brandenburg großdeutsche Politik treiben konnte und Preußen allein imstande war, die deutschen Stämme mit sich selbst zu verbinden, so wenig kann heute das Deutsche Reich allein mit seinen 70 Mill. Einwohnern den Kampf in der Welt gegen Völker von 100 Millionen aufnehmen. Einigen zwischen der Koalition der Westmächte und deren unnatürlichen Bruder Rußland, sind wir gezwungen, einen höheren Zweck zu suchen, einen Zweck, der sich nicht erschöpft in der Befriedigung rein nationaler Instinkte, der vielmehr eine Anziehungskraft ausübt auch auf andere Nationalitäten und Stämme, deren Denken anders als das im Werden der deutschen Geschichte entstandene. Die Welt-politik braucht eine weitere Basis, als sie der Rheinrom sein kann, und längst schon herrscht Einigkeit in allen Schichten und Parteien des deutschen Volkes, daß unsere Weltpolitik zukünftig abhängen wird davon, ob wir die Barocke Berlin-Bagdad aufrechterhalten können. Wir können es nur durch einen gewissen Liberalismus den Völkern haben, und zu diesen Völkern gehören nicht nur Türken, Bulgaren, Ungarn, Slowenen, Ruthenen und Tschechen, sondern auch die Polen. Unsere

sich kreuzte, wie bei Bulgaren und Russen) fehlt jegliches Erobertalent, was sich gerade an den Polen als Aemslawen hervorragend bestätigt findet.

Nichts von den alten Eroberungen blieb denn auch behauptet, als sich der Schwerpunkt dieses Staates nach Südwesten, an die Weichsel um Kratau, verschoben hatte, wo das Polen der Völkern auf sein ethnographisches Gebiet allein beschränkt blieb und infolge der vielen Teilungen des väterlichen Erbes unter Söhne und Enkel so geschwächt wurde, daß es zur Abwehr der heidnischen Preußen den Deutschen Ritterorden ins Land rufen und Schließen an Böhmen verlieren mußte. Von diesen Völkern, der Vater erntete ihr Land erst die beiden letzten Völkern, der Vater erntete es nicht; der Sohn ließ die Ansprüche auf den Westen fahren und wandte sich dem Osten zu, wo er das herrenlose rortrussische Gebiet (das nachmalige Ostgalizien) als Verwandter seines letzten Vorfahren beanspruchte und gewann: die einzige bleibende Eroberung der Polen durch das Schwert; das glückliche Schicksal hatte ihnen nämlich eine andere Rolle zugeordnet, die Reime fruchtbarer Entwicklung für die Zukunft der europäischen Staaten in sich barg.

An dieses Polen der Völkern grenzte nämlich das Litauen der Ugerde-Jagellonen, diesmal ein echter Erobererstaat, dessen energische Fürsten von dem schmalen Boden ihres Litauens aus ein westrussisches Fürstentum nach dem anderen sich zulegte. Aber doppelte Gefahr drohte ihnen selbst, einmal von dem mächtigen preussischen Orden im Westen, der nach Rom und Bina seine Arme streckte, um sich mit dem litauischen Orden auch territorial zusammenzuschließen; dann von dem Moskauer Rivalen im Osten, der das getrennte Welt- und Ostland

beanspruchen und einen sollte. Um der sicheren Zermalung zwischen den beiden Gegnern zu entgehen, verlebte Jagello sein Großfürstentum Litauen der Krone Polen ein, und so wurde das kleine Västien zum großen Jagellonenreich, das, auf dem Grundsatz der freiwilligen Einigung, der Föderation aufgebaut, werdende Kraft weit übte. Das vereinte Polen-Litauen rang den Orden 1410 nieder, aber damit war kein Gegenstoß gegen das Deutschthum als solches gegeben. Noch füllten deutsche Bürger polnische Städte und liehen ihnen den Glanz und Prunk, den die Nachwelt in Krakau bewundert; der Sohn des Hohenzollern kam auf den polnischen Hof zur Anwartschaft als Thronfolger, und die deutschen Städte und Ritterschaft Preußens verbanden sich mit Polen gegen den Orden. Die Hauspolitik, die die Jagellonen nunmehr trieben, konnte gegen die Habsburgische nicht recht aufkommen, aber als der letzte Jagellone seine Augen schloß (1572), hatte er kurz zuvor der Welt ein nie gesehenes Schauspiel geboten. Auf dem Tage von Lublin 1569 beschworen er und die Stände, übermannt von Rührung, die feierliche, ewige Vereinigung von Polen, Litauen, Preußen (des polnischen Theils) und Aukland.

Und neben diesem Vorbild eines freiwilligen Völkerbundes gab Polen noch ein anderes: der friedlichen kulturellen Eroberung weicher Länder, mit dem Flügel, mit dem Geiste, mit der Sitte, nicht mit dem Schwerte. Polen hatte seine Deutschen nicht ausgerottet, sie waren langsam, ohne jeden Zwang, ohne jede Einmischung des Staates zu Polen geworden; und noch weniger rüttelte Polen seine Russen und Litauern aus, aber alles, was unter diesen über das niedrigste Niveau des Bauern und Knechten sich erhob, nach Kultur, höherer Lebensführung strebte, nahm polnische Art, Sprache und schließlich auch Glauben (den katholischen) an. So breitete sich polnisches Wesen unter den höheren Klassen — um das Volk kümmerte sich ja damals niemand und nirgend — bis über Dniepr und Duna aus, drang nach der Moldau, machte Eroberungen in Moskau.

Auf dieses glänzende Bild fällt jedoch bald ein tiefer Schatten. Hatte Polen im Mittelalter gleichen Schritt mit der Entwicklung von Staat und Ständen anderswo in Europa gehalten, so verfiel es zu seinem Unheil bei dieser ständischen Verfassung und bildete sie noch konsequenter aus, gerade als das monarchische, bald absolutistische, ja polizeiliche Europa diese Bahn zu verlassen begonnen hatte. Zudem gab es in Polen statt mehrerer Stände, da die deutschen Bürger keine politische Rolle spielen mochten, der Bauer unterdrückt war, die Geistlichkeit mit dem Adel zusammenging, nur einen einzigen, desto mächtigeren und zahlreicheren, den Adel, den großen und den kleinen, die rechtlich völlig gleich waren, denn der polnische Adel kannte keinerlei Abstufungen; es hat nie polnische Fürsten, Grafen u. dgl. gegeben, auch keine Auszeichnungen, Orden oder Titel, ein Orden kam erst ganz zuletzt auf. Dieser Massenadel, ursprünglich Kriegerkaste, zuletzt bis auf neun Prozent der Bevölkerung hinaufreichend und um ein Drittel fast zahlreicher als die gesamte Bürgerschaft im Lande, drängte langsam das alte Königtum zurück, als beim Erlöschen der Piasten, der Anjous, der Jagellonen die fremden Thronerben oder Thronbewerber durch immer weitergehende Privilegien die Stimmen dieses Adels sich ertönen mußten. Im Jahre 1573 erzwang er von Heinrich von Valois, den er dem wegen absolutistischer Neigungen stets verdächtigen Habsburger vorzog, nicht nur die Anerkennung der Gewissensfreiheit (von einem Nichtshulden an der Bartholomäusnacht), sondern auch das Recht der Gewissensverweigerung bei etwaiger Gesetzesverletzung durch den König. Und fortan war das Königtum dem Willen des



Feldzeugmeister Karl Ruf,

f. u. f. Militär-Generalgouverneur in Lublin, der die Proklamation der Errichtung des Königreichs Polen an die Bewohner des Generalgouvernements Lublin am 8. Nov. im Hauptsaal des Palais zu Lublin verles.



Die offizielle Abordnung der Polnischen Legion zu den Warschauer Proklamationsfeiern.



v. Lempicki,

Präsident der Liga der polnischen Staatlichkeit, ehemaliger Dumaabgeordneter.



Fürst Lubomirski,

Stadtpräsident von Warschau.

Adels und den nur aus seiner Mitte zu wählenden, daher stets mit ihm gehenden, unabsehbaren Kronbeamten preisgegeben; der Reichstag riß alle Macht an sich, teilte sie höchstens mit kleineren provincialen Adelsversammlungen.

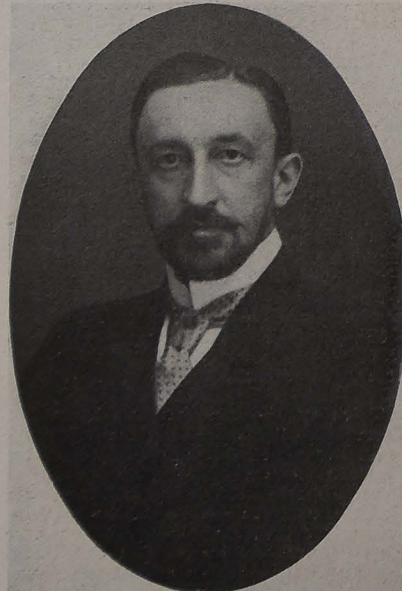
Und noch ein zweiter Schatten sollte auf dieses gelobte Land der Adelsfreiheit fallen. Die deutsche Reformation hatte in den Köpfen dieses Adels ein großes Strohfeuer entzündet, in dem Lande der natürlichen Toleranz (wohnten doch hier ungehört nebeneinander seit Jahrhunderten Katholiken, Orthodoxe, Juden, Tataren, Armenier) behaupteten sich nun alle Konfessionen (zu den früheren traten jetzt Lutheraner, Kalviner, böhmische Brüder und die halb rationalistischen Arianer oder Sozinianer hinzu) nebeneinander und erlangen nicht nur die Anerkennung konfessioneller Friedens zuerst in Europa, sondern es schlossen sich in Polen zusammen die sich in Deutschland grimmig bekämpfenden Protestanten. Die Bischöfe brachten aber glaubensstarke Jesuiten ins Land, fremde und bald auch eigene, deren Eifer viele Protestanten unter dem Adel, namentlich unter dem Hochadel, dem Katholizismus zurückgewann, und die sogar den Versuch wagten, die altkirchliche griechisch-slawische Orthodoxie zur Anerkennung Roms zu bewegen. Diese „Union“ gelang nur zum Teil, aber damit wurden Glaubenskämpfe, die zur Glaubensunbändigkeit die Massen verführten, angefaßt, die bei der Menge der Orthodoxen im Lande höchst gefährlich wurden, sowie religiöse Gegensätze mit sozialen sich paarten.

Zu diesen sozialen Gegensätzen war es auf den weiten fruchtbaren Steppen der Wästen („Ukrainen“), im Süden am Boh und Dniepr gekommen, wo eine Grenzwehr, die Kosaken, sich nicht verbauern lassen wollte von den Großgrundbesitzern, die hier reich dotiert waren und Massen fleißiger Hände bedurften. Nachdem frühere Empörungen dieser Bauernkrieger — sie stärkten ja stets der Zulauf von Bauern und Kleinadeligen — niedergeschlagen waren, gelang die des Schmieds, als er mit dem Erbfeinde der Kosaken, mit den Tataren, sich verband und die Wästen im Namen des bedrückten „rechten Glaubens“ gegen die Herren und Polen aufrief. Als er, von den Tataren wieder verlassen, seine Sache verloren sah, rettete er sich, indem er die Kosaken und die Ukrainer an Moskau preisgab. Diese Kosakentänze verwickelten sich weiter mit Schweden- und Russenkämpfen, die Schwedenkämpfe beschwor herauf die Mitalität des katholischen (in Polen regierenden) und des protestantischen schwedischen Zweiges der Wäsa; die Russenkämpfe der ewige Gegensatz zwischen Russen und Polen.

Denn auf die weltstäubigen Gebiete, die das katholische Polen durch den Bund mit Litauen an sich gebracht hatte, erhob das moskauische Rußland schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert steten Anspruch; es wollte das ganze einstige Erbe der Kurts wieder vereinigen und bekämpfte im Namen des modernen Nationalitätsprinzips (ohne es zu nennen oder zu kennen) zuerst Litauen, dann Polen. Zurückgeworfen unter Bathory und den beiden ersten Wasas überzog es jetzt Polen mit Krieg. Von allen Seiten von Feinden angegriffen (denn auch der Große Kurfürst benutzte die Gelegenheit wie der Fürst von Siebenbürgen), wühlte sich schließlich Polen „mit Feuer und Schwert“ aus dieser „Enziflut“ (diese bekannten Romane von Sienkiewicz spielen ja in dieser Zeit) herauszuretten — nicht ohne bleibende Schwächung; es verlor ja die halbe Ukraine an die Russen, verlor Kiew, die Mutter der russischen Städte, verlor Litauen, verlor die Lehnshoheit über Preußen. Sein äußeres Ansehen sank rasch, und auch die glänzenden Tüfchen seines Kronfeldherrn, dann Königs, Jan Sobieski, vor Chozim



Aus der Champagne: Durchzug durch ein Städtchen. Nach einem Gemälde des Kriegsmalers Wilhelm Schreier.



Professor Dr. v. Brudzinski,

Rektor der Universität Warschau und Stadtverordneter.

und Wien, änderten daran nichts mehr. Diese Türkenkriege des sechzehnten Jahrhunderts, wie die fortwährende Tatarennot seit dem fünfzehnten Jahrhundert, liegen zwar Polen als die Vornamen der Christenheit gegen den Anprall des Halbmondes erschienen, aber zu Unrecht, denn Türken und Polen waren eher aufeinander gegen den gemeinsamen Gegner, den weißen Zaren, angewiesen, wie sich dies im achtzehnten Jahrhundert deutlich herausstellte, und der treffende Instinkt der Adelsnation war stets allen Türkenkriegen abhold gewesen. Polens eigentliche Mission war nämlich eine durchaus andere; in der Mitte der einstigen Slawenwelt gelegen, trat es gegen das byzantinisch-tatarische Moskowitertum auf, das Slawentum gegen die Überflutung bewahrend und damit auch Westeuropas schirmend; andererseits hatte es dem Vordringen des Deutschtums nach dem Osten Halt geboten. Die üblen Folgen dieser Doppelstellung führte es schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als sich Kaiser Maximilian und Wasi von Moskau gegen Polen verständigten und vergebens der letzte Jagellone die Fürsten Westeuropas vor der Gefahr des künftigen russischen „Imperialismus“ warnte.

Nunmehr begann Polens Siechtum. Der Adel, sich seiner „goldenen Freiheit“ erfreuend, vergaß völlig, daß er sie stets zu sichern hatte durch eigene Opfer von Gut und Blut, die diese adlige Demokratie sich nicht auferlegen ließ; dazu kam das „Wahlrecht“, d. h., daß beim jedesmaligen Thronwechsel allen Intrigen und Korruptionen Tür und Tor offen standen; dann die abergläubische Furcht vor absolutistischen Plänen dieser Wahlkönige, die den Adel zu offenem Aufstand trieb. Der seit 1652 eingetretene Unfug, daß das Veto eines einzelnen Landboten (unter den 150 bis 180) die ganze Mühe und Arbeit des Landtages ungültig machte, zerrüt, wurde nun zu einer Waffe, die alle Parteien, richtiger alle unzufriedenen Magnaten und die fremden Mächte stets handhaben, um die nötigen Reformen im Heer und Schatzkassen zu hintertreiben. Im Jahre 1717 ließ sich das Land die Bestimmung aufdrängen, daß es fortan nur ein Heer von 24.000 Mann (auf dem Papier in Wirklichkeit war es noch geringer) unterhalten, d. h. sich selbst wehrlos machen würde. Der einseitige Konfessionalismus drückte zugleich das alte höhere Bildungsniveau tief herab, die Abspernung vom Westen (mit dem Osten gab es natürlich keinerlei geistigen Verkehr) wurde, außer bei einzelnen Individuen, vollständig; der wie seinen Augapfel das Wahlrecht und das Votorecht des einzelnen hütende Adel verlor jede politische Einsicht, jeden Sinn für das Ganze, aufgehend in der Gefolgschaft dieses oder jenes Magnaten, der Potozki oder der Czartoryski, von denen jeder nach seiner Art Polen retten wollte, eine Maschine, die niemand vorwärtsbewegen, aber jederzeit hemmen konnte. Der kurzichtige Adel tröstete sich mit hellem Wahnsinn, daß Polen durch seine Anarchie sich erhalte; daß die Nachbarstaaten eines schwachen Polens bedürften; daß ihre gegenseitige Eifersucht Polens natürlicher Schutz wäre.



Unsere Fürsten im Felde: Fürst Leopold zur Lippe an der Ostfront.

1. Fürst Leopold zur Lippe; 2. Generalleutnant Prinz Leopold von Bayern; 3. Prinz Friedrich Christian von Sachsen; 4. Generalmajor Freiherr v. Verfall; 5. Oberst Hoffmann, Chef des Generalstabs des Oberbefehlshabers Ost; der jüngst mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet wurde; 6. Rittmeister de la Croix; 7. Geheimer Rabinetsrat v. Oppstein; 8. Majoradjutant Major v. Röhmer; 9. Hauptmann v. Schwabing; 10. Professor Maack-Berlin.



Prinz Heinrich von Bayern,

ein Neffe des Königs Ludwig III. von Bayern, 7. in der Nacht vom 7. auf den 8. November an einer schweren Verwundung, die er gelegentlich einer Erkundung auf dem südlichen Kriegsschauplatz am 7. November erlitten hatte. (Gefördert. B. Dittmar, München.)

Schwert ließ, wurde die Verfassung und in weiterer Folge Polen selbst zu Grunde getragen, und vergebens wagte Kolciuszko mit seinem geringen Heere den Kampf mit den weitüberlegenen Russen. Jenes Ende bereitete, dessen Name fortan gar nicht genannt werden sollte, aber schon nach ein paar Jahren sammelten sich unter Franzosen siegreichen Fahnen die polnischen Legionen, die von fernem Schlachtfeldern her ihrem Vaterlande Bereinigung kündeten. So entstand schließlich das neue Königreich Polen, nur den Kern des ethnographischen Gebietes umfassend, das jedoch auf dem Wiener Kongreß Rußland einverleibt wurde. Gegen diese fremde Herrschaft und ihre steten Übergriffe wandte sich natürlich der ganze Haß der Nation und loberte in zwei Aufständen, 1830 und 1863, auf, die sich aus eigener Kraft nicht durchsetzen vermochten und dem Lande die furchtbaren Opfer an Gut und Blut eintrugen, seine zwischen 1815 bis 1830 blühende Entwicklung um Jahrzehnte zurückwarfen und den Russen die Pläne und Verwirklichung einer völligen Russifizierung des Landes näherbrachten. Aber diese Aufstände betätigten zugleich den ungebrochenen Willen der Nation zu selbständigem Leben, unterbrachen jede Verjährung ihrer gerechten Ansprüche, kündeten der Welt die Leiden ihrer Knechtschaft, rüttelten die Gewissen und Meinungen in Europa auf, sicherten Teilnahme dem „Friedensfürst“, der das allgemeine Wettstreichen um die Gunst der mächtigen Russen auch nicht um den Preis scheinbar gesicherten Begegnungen mitmachen wollte.

Was eigene Kraft in dem ganz ungleichen Ringen nicht zu erreichen vermochte, sollte erst ein Weltkrieg gewähren, weil er gerade die Teilungsmächte in feindliche Lager auseinandertrieb, ihren Bund für immer sprengte, völlig neue Richtungslinien ihrer Politik aufwies. Zu erst erschienen die Russen auf dem Plan, hofften durch außerordentliche Verheerungen, einer Einklinkung auf Polen, eines selbständigen nationalen Lebens unter russischem Joch (was im

Bald mahnte alles zur Umkehr, aber es war bereits zu spät, denn die Nachbarmächte verhinderten jetzt ein Erstarken Polens, reichten sich die Hände, um die leicht zu erlegende Beute zu teilen. An Vorwänden fehlte es nicht; die erste Teilung erfolgte ohne Kampf, erst vor der zweiten und dritten raffte sich die Nation dazu auf. Sie hatte eben den Weg der entschiedenen Reformen betreten, hatte sich unter dem Einfluß der französischen Bewegung eine liberale Verfassung (die doch nicht mit dem Ständewesen ganz brach und den Bauer noch nicht befreite) gegeben, die auf Stärkung der Staatsgewalt hinauslief, mit dem Veto und dem Wahlrecht brach, dem Bürger entgegenkam, mit einem Worte, die endlich erwachte politische Einsicht der Adelsnation erwies. Wohl stieß diese Verfassung auf Widerstand in den eigenen Reihen, bei Magnaten und ihrem Anhang, die den alten Schlenker zu ihrem Vorteil erhalten wollten, aber erst als Katharina diesen Magnaten ihr

Gründe der Verleugnung dieses nationalen Lebens gleichsam, sie ganz auf ihre Seite herüberzuziehen. Unterläßt wurden sie durch eine kurzichtige Partei unter Polen selbst, die mit Verleugnung aller alten und echten polnischen Ideologie Hoffnung auf andere Gestaltung der Dinge aufgegeben hatte. Aber Polen, sich treu bleibend, widerstand schließlich dieser äußeren Bedrohung und inneren Spaltung, mochte es sich auch für einen Augenblick verwirren lassen; energische Jugend ließ sich nur zum Kampfe gegen Rußland aufbieten, und neue Legionen, die Erinnerung an die sieghaften alten aufrischend, kündeten nachhaltig Polens eigentliche Mission an der Seite des Westens gegen den kulturfeindlichen und völkerverderbenden Osten, mochte auch ihre Zahl klein sein, mochte auch der Hauptteil der Nation, von furchtbaren russischen Repressionen eingeschüchtert, in bloßem Abwarten seine vorläufige Aufgabe erkennen.

Das siegreiche Schwert der Mittelmächte brachte den Umschwung, den Polen die Befreiung, das Zurückdrängen der Russen, und schließlich erntete Polen die Frucht seines Aushaltens, seines Nichtentlassens in die russischen Bahnen, die ihm anzupreisen, Franzosen, Italiener und Engländer nicht müde wurden, die sie Polen betören wollten mit der Aussicht, dem siegreichen Rußland eine liberale Politik aufzuzwingen zu

adliger Lehrer seine russischen Kollegen: „Ich kann König von Polen werden, aber keiner von euch.“ Er traf das Richtige, ohne es zu ahnen. Denn wer hätte in Europa von der nahen Möglichkeit einer polnischen Königswahl auch nur träumen dürfen? Er traf nicht das Richtige, denn diese Wahl könnte auf keinen Einheimischen fallen, da es an einer überragenden Persönlichkeit fehlte, da auch das alte Polen mit seinen einheimischen Wahlkönigen, mit Michael Wisniowicki wie mit Stanislaus Potiatowski, die schlimmsten Erfahrungen machte; sogar sein Kriegsheld Jan Sobieski enttäuschte auf dem Thron. Aber wen auch das Schicksal zum kommenden Herrscher auswählte, einen Preitiner oder Mittelstader, einen Habsburger oder Hohenzollern, vertrauensvoll und dantersfüllt wird das polnische Volk aller Anteile stets die Stunde preisen, da sein heißester Wunsch, für den sich vier Generationen aufopfert, erfüllt wird, da seinem Kern der hochherzigste und darum schon verzweifelte Entschluß der Mittelmächte die Möglichkeit eines freien, glücklichen, selbständigen Auslebens, ohne das keine Nation ihrem Beruf



Parade der Argonnenkämpfer vor dem Kaiser; Vorbeimarsch der Mannen. Links vom Kaiser: Kronprinz Wilhelm.



Die Hauptstraße von Bapaume an der Somme in ihrem jetzigen Zustande, nachdem die Stadt Tag und Nacht unter schwerem feindlichen Feuer gelegen hatte und von den Bewohnern geräumt war.



Das Schlachtfeld zwischen Amiens und Somme.

können, während die Russen nur den einen Wahlspruch kannten: je mehr wir siegen, desto weniger werden wir geben. Der 5. November dieses Jahres, unter allen Wechselfällen des Krieges sein wichtigstes Datum, der schmerzliche Entschluß der Mittelmächte, das alte Kongreßpolen wieder aufzubauen, selbständigem Leben wiederzugeben, ein Entschluß, den manche als Sprung ins Dunkle bezeichnen, die Feindespresse als bloßes lodendes Mandat herabsagen möchte, hat die Entscheidung gebracht. Nun liegt es an den Polen, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, alle innere Zersplitterung fahren zu lassen, alle Kräfte anspannen, um an der Niederwerfung des jetzt gemeinsamen Feindes erfolgreich mitzuwirken und sich damit die Grundlagen der künftigen Entwicklung selbst zu sichern.

Noch sind nicht alle Einzelheiten geregelt, Grenzen u. dgl., da ja der Kampf noch weitertobt und man nicht vorgreifen darf. Offen bleibt ebenso die Frage des künftigen Monarchen. Vor Jahren häuften in Warschau ein polnischer

gereicht werden kann, gewährt. Die Mittelmächte werden sich einen neuen, sicheren Bundesgenossen gewinnen, die Polen einen mächtigen Schutz und Hort, dem sie alles verdanken, an dessen Seite sie nach all den Stürmen und Mühen einer glücklichen Zukunft und Erfüllung ihrer Mission entgegengehen können.

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der zweiten Umschlage.)

26. Oktober 1916.

An der Ostfront von Siebenbürgen haben im Autumndes Österreichisch-ungarische, auf den südlichen des Par Dittus bayerische Truppen den rumänischen Gegner geworfen. An den Straßen auf Sinaia und Campolung haben wir im Angriff Gelände genommen.

Die große Donaubrücke bei Gernavoda ist von den Rumänen in die Luft gesprengt worden.

Unsere Luftschiffe bewachten in der Nacht zum 25. Oktober Bahnanlagen bei Jettisti westlich von Gernavoda erfolgreich mit Bomben.

Bei Krupa an der Gerna und nördlich von Granitz sind Vorposten der Serben abgeschlagen worden.



Ruinen eines ehemals reichen Dorfes zwischen den beiden Kampffronten. Meterhohes Unkraut überwuchert die verlassen Dorfstraßen. (Phot. Max Wipperling, Oberfeld.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

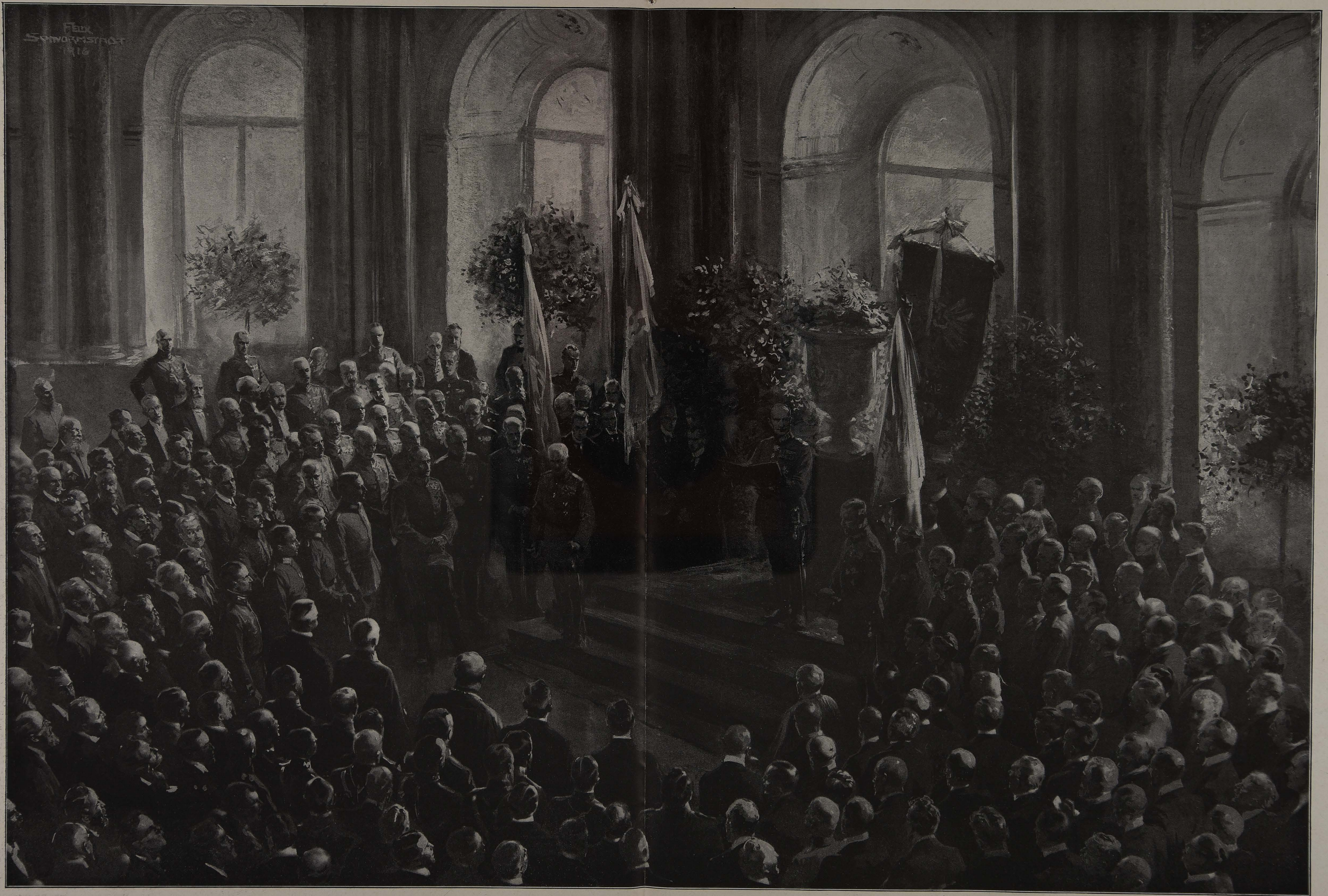


Fliegeraufnahme am Tage vor der Explosion.



Fliegeraufnahme am Tage nach der Explosion.

Zur Zerstörung eines riesigen englischen Munitionslagers im Werte von 100 Millionen Mark bei Audruicq, 16 km südlich von Calais, durch deutsche Flieger.



Die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen: Der Kaiserliche Generalgouverneur General der Infanterie v. Bessler bei der Verlesung der Kaiserlichen Proklamation im Thronsaal des alten polnischen Königsschlusses in Warschau am 5. November.

Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstadt.

Der neue „Baralong“-Fall. / Von Geh. Hofrat Professor Dr. Erich Brandenburg, Leipzig.

Furchtbarer als die Kunde von einem militärischen Mißerfolg oder großen Verlusten in offenem Kampfe hat unser Volk die Nachricht erschüttert, daß englische Seeleute sich vor mehr als Jahresfrist eines Verbrechens schuldig gemacht haben, das sich den Untaten des „Baralong“ und des „Araucan“ würdig anreihet. Ein deutsches U-Boot hat am 24. September des vorigen Jahres einen unter amerikanischer Flagge fahrenden Handelsdampfer angerufen, um pflichtgemäß festzustellen, ob er Bananware führe. Während der angerufene Dampfer scheinbar Schiffspapieren an Bord des U-Bootes bringen sollen, und während das U-Boot sich, um den Verkehr zu erleichtern, bis auf etwa 300 Meter nähert, öffnet sich die Kelling des Dampfers, hinter der sich seine Kanonen verborgen haben; ein mörderisches Feuer bringt das überraschte U-Boot zum Sinken. Dies alles mag noch als erlaubte Überlistung des Gegners hingehen; nun aber geschieht das Unerhörte: Das U-Boot taucht noch einmal auf kurze Zeit aus dem Wasser hervor; zwei deutsche Seeleute, ein Offizier und ein Seemann, können es verlassen, bevor es wieder in die Tiefe sinkt. Obwohl der eine von ihnen schwer verwundet ist, vermögen sie ein umhertreibendes Boot zu erreichen und sich daran festzuflammen. Die britische Besatzung sieht dies alles, aber anstatt den schiffbrüchigen Feinden, die ihr nicht mehr schaden können und um ihr Leben ringen, beizustehen, wie es die Seemannslehre gebietet, läßt der englische Kapitän sein Schiff mit voller Fahrt auf das kleine Boot, an das sich die Ertrinkenden klammern, losfahren, um es zu rammen und die Unglücklichen, ihres letzten Haltes beraubt, in die Tiefe zu schleudern. Aber noch einmal gelingt es den Bedrückten, der Gefahr zu entrinnen; sie lassen sich schwimmend auf der Oberfläche des Ozeans aufgewühlten Wellen und können Trümmer des gesunkenen Bootes ergreifen. Auch dies sehen die Engländer; aber sie befehlen sich noch eine halbe Stunde lang, was sie tun sollen; am liebsten wäre es ihnen offenbar gewesen, wenn die Trümmerstücke mitamt den an ihnen hängenden Menschen lautlos in den Fluten verschwunden wären. Da sie aber an der Oberfläche bleiben, entschließt man sich endlich, zurückzufahren und die verhaßten Feinde an Bord zu nehmen. Aber anstatt sie jetzt wenigstens als ehrliche Gegner anständig zu behandeln, sperrt man sie in einen mit Eisenstäben abgesperrten Deckverschlach, der so niedrig ist, daß sie nur eng zusammengekrümmt darin liegen können. Den Verwundeten läßt man bluten, ohne daß ein Arzt sich um ihn bekümmert. So führt man die gefangenen deutschen Seeleute wie wilde Tiere im Käfig mit sich fort bis in den Heimathafen, der erst am folgenden Tage erreicht wird. Vier Tage lang werden sie dann noch an Bord zurückgehalten, bis man sie endlich in ein Hospiz befördert. Auch hier bleiben sie nur kurze Zeit, und der deutsche Offizier muß trotz seiner offenen, schweren Wunden noch zwei Monate in einem

seiten noch begangen sein mögen, ohne daß wir bisher etwas davon wissen? — Nicht um vereinzelte Taten untergeordneter Organe handelt es sich hier, sondern um Tatsachen, die auf den gesamten Geist der englischen Kriegsführung und der englischen Marine ein grelles Schlaglicht zu werfen geeignet sind. Nicht nur alle Ritterlichkeit, sondern auch alle Menschlichkeit ist während dieses Krieges daraus geschwunden. Anfangs war man in England noch geneigt, den Kampf gegen die deutsche Marine, der man sich nicht nur der Zahl, sondern auch der Qualität nach weit überlegen wähnte, als eine Art interessanten Sportes aufzufassen und dem Gegner, gerade weil er als der schwächere galt und weil seine völlige Niederlage mit voller Sicherheit erwartet wurde, ein gewisses Wohlwollen entgegenzubringen. Sobald man aber jenseits des Kanals erkannte, daß wir über gefährlichere Kampfmittel verfügten, als man geglaubt hatte, daß dieser Krieg überhaupt kein Kinderspiel, sondern ein Kampf auf Leben und Tod für Englands Seeherrschaft sei, da machten alle diese Gefühle einer humanen Natur und einer rücksichtslosen Erweiterung Platz. Weil man unseren U-Booten und Luftkreuzern keine gleichwertigen Kampfmittel entgegenzusetzen hatte und unter ihrer Anwendung empfindlich litt, begann man sie als unmoralisch und völkerrechtswidrig zu verurteilen. Dabei hat sich Großbritannien selbst weder um das Völkerrecht noch um die Moral gekümmert, wenn es galt, einen Gegner vernichtend zu treffen; das Bombardement von Kopenhagen, die Anwendung der Dumdumgeschosse, die Konzentrationslager des Burenkrieges, die Behandlung Griechenlands während des Weltkrieges, die Konzentrationslager während des Weltkrieges wissen davon zu erzählen. Alle diese Argumente sind nur vorgeschoben; dahinter steht die Furcht vor unseren neuen Waffen und der Zorn, daß man sie nicht selbst zuerst erfunden und angewandt hat. Es ist nichts als Heuchelei, wenn die Engländer behaupten, daß die tapferen und ritterlichen Besatzungen unserer U-Boote und Zepeline keine ehrlichen Soldaten seien und als Seeräuber behandelt werden dürften. Bei manchen Deutschen mag sich gegenüber dieser englischen Kriegsführung das begriffliche Gefühl regen, man müsse Gleiches mit Gleichem vergelten und gefangene oder schiffbrüchige Feinde ebenso grausam behandeln, wie es jene getan haben. Aber wir wollen das nicht und können das nicht; es wäre unter unserer Würde. Wir wollen ihnen zeigen, daß wir auf einer höheren Stufe des Ehrgefühls und des menschlichen Empfindens stehen als sie. Unserer Admiralität würde es gegen ihre Ehre gehen, solche Befehle zu geben, wie es die englische aller Wahrscheinlichkeit nach getan hat, und unseren Seeleuten würde es gegen die Natur gehen, sie auszuführen. Wir sind eben ein europäisches Volk und wollen es bleiben. Die Engländer sind es nicht mehr. Der größte Teil der Bevölkerung ihres gewaltigen Weltreiches besteht aus Angehörigen niedrigstehender Rassen; durch die Kriegsführung gegen solche Gegner und die Herrschaft über solche Untertanen



Kapitänleutnant Claus Hansen,

Rommandant des Unterseeboots „U 41“, einer der tapfersten und bewährtesten Unterseebootkommandanten der deutschen Marine, der dem tödlichen Überfall eines unter amerikanischer Flagge fahrenden englischen Dampfers am 24. September 1915 mit seinem Boote zum Opfer fiel.

Militärgefängnis zubringen, bevor man ihn schließlich in ein Lazarett bringt. Alle diese Angaben rühren von einem verwundeten deutschen Offizier her, der kürzlich nach der Schweiz übergeführt worden ist. Obwohl der Bericht nicht angibt, auf welchem Wege er seine Nachrichten erhalten hat, müssen wir doch wohl annehmen, daß er mit dem Seemannslehre, dem jene grausame Behandlung zuteil wurde, persönlich gesprochen, vielleicht im Lazarett mit ihm zusammengelegen hat; unsere Regierung würde diese Nachrichten nicht veröffentlicht haben, wenn sie nicht aus dem Bericht die Überzeugung gewonnen hätte, daß alle Angaben auf unanfechtbaren Zeugnissen beruhen.

Man findet keine Worte, um die Empörung auszudrücken, die solche zwecklose, jedem menschlichen Gefühl und allen Regeln einer zivilisierten Kriegsführung Hohn sprechende Grausamkeit erregen muß. Bisher galt es als selbstverständlich, daß in den Kriegen moderner Kultur völler zwar alle Mittel erlaubt seien, um die Kriegsmacht des Gegners zu schwächen und zu vernichten, daß aber jede übermäßige Härte gegenüber der friedlichen Zivilbevölkerung und wehrlosen Gefangenen verwerflich sei. England, das sich als den berufenen Hüter menschlicher Gerechtigkeit anzupreisen liebt, hat mit diesen Grundsätzen gebrochen und ist in die barbarischen Formen, in denen unzivilisierte Völker ihre Kämpfe auszutragen pflegten, zurückgefallen. Denn schwerlich wird man den Kapitän und die Mannschaft des britischen Handelsdampfers allein für diese Untaten verantwortlich machen können; angesichts des „Baralong“-Falles, der sich nur wenige Wochen früher ereignete, wird man kaum bezweifeln können, daß der britischen Marine eine derartige Behandlung der Besatzung feindlicher U-Boote von oben her befohlen war. Die britische Admiralität kann die Verantwortung für diese Verbrechen nicht von sich abschütteln. Man darf auch nicht sagen, solche Dinge seien doch verhältnismäßig zu selten vorgekommen, um daraus weitergehende Schlüsse ziehen zu können. Gerade der Umstand, daß solche Vorkommnisse über ein Jahr lang völlig verborgen bleiben konnten und nur durch einen Zufall ans Tageslicht gekommen sind, legt uns die dringende Frage auf die Lippen, wie viele derartige Schrecklich-



Generalleutnant v. Garnier,

Führer eines Referenkorps, das in der Sommerlast wiederholt dem feindlichen Umlaufe standhielt, wurde mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet. (Golfphot. R. Riet, Stettin.)



Kapitänleutnant v. Arnould de la Perrière,

Rommandant von „U 35“, der in dreijähriger Tätigkeit nicht weniger als 128 Schiffe mit 270.000 t Gehalt versenkte, darunter die kleinen Kreuzer „Rigel“ und „Brimula“ und die Hilfskreuzer „Gallat“, „Provence“ und „Minneapolis“, erhielt den Orden pour le mérite. (Häufige Hermann, Berlin, phot.)



Zu dem neuen „Baralong“-Fall: Ein englischer Dampfer überrennt unter amerikanischer Flagge hilflose schiffbrüchige des deutschen Unterseeboots „U 41“ am 24. September 1915. Nach einer Zeichnung für die Zeitschrift „Illustrirte Zeitung“ von Professor Willy Schöber.

Der Krieg mit Italien: Eiferreich-ungarische Gefährdung bei Befreiung des Gebirges. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Stillehite Zeitung“ von R. Karel.



ist Großbritannien im Laufe der Zeit verwildert worden in seiner Politik und Kriegführung. Es hat sich an barbarische Methoden gewöhnt, die es jetzt, wo es gegen ein ebenbürtiges Kulturvolk zu kämpfen hat, nicht ohne weiteres wieder verlieren kann. Wenn die Nachwelt bereits von diesem Kriege berichtet, so soll sie sagen müssen: Dem halbasiatischen Großbritannien gegenüber, das seine halbwild indischen Truppen nach Europa führte, das seine Brut an wehrlosen Schiffbrüchigen und Gefangenen ausließ, blieb Deutschlands Kriegführung den Grundsätzen europäischer Gesittung treu und verschmähte zweifelhafte Grausamkeit gegen solche, die nicht mehr kämpfen konnten.

Aber eine andere Folgerung können und müssen wir ziehen. Noch immer bringen wir die Kampfmittel, die uns zur Verfügung stehen, nicht im vollen Umfang und mit aller Schärfe zur Geltung. Soweit dafür politische und militärische Gründe maßgebend sind, ist darüber in diesem Zusammenhange nichts zu sagen. Soweit aber leitenden Stellen davon, daß dies die richtige Antwort ist, fest durchdrungen sind. Hat doch, ebenso wie der „Baralong“-Fall, dieses neu bekanntgewordene Ereignis aufs deutlichste gezeigt, welchen Gefahren unsere U-Boote ausgesetzt sind, wenn sie jedes Schiff erst anrufen und untersuchen müssen, bevor sie ihre Waffen zur Anwendung bringen. Handelschiffe haben in der Kampfzone und dem Blockadegebiet nichts zu suchen und müssen sich davon fernhalten, wenn sie keine Gefahr laufen wollen. Auch die Neutralen werden einsehen müssen, daß gerade die englische Kriegführung, der Mißbrauch neutraler Flaggen, die verdeckte Bewaffnung anscheinend friedlicher Handelsdampfer, die barbarische Behandlung entwaffneter Feinde es sind, die uns zwingen, im Interesse des Lebens und der Ehre unserer eigenen Seeleute so zu verfahren.

Das deutsche Volk und die deutsche Marine wissen, daß die Vergeltung für Englands barbarische Kriegführung nur in Englands Niederlage gefunden werden kann.

Der Wetterdienst im Kriege.

Von Dr. R. Hennig.

Stetig genug schon ist der Gedanke ausgesprochen worden, daß es Deutschland nicht zum wenigsten dem hohen Stande seiner wissenschaftlichen und technischen Entwicklung verdankt, wenn es sich im gegenwärtigen Kriege gegen eine Welt von mißgünstigen Feinden behauptet. Die Kriegserzeugnisse, die etwa unsere Waffen- und Schiffbautechnik, unser Luftschiff- und Flugzeugbau, unsere chemische Industrie uns behert haben, sind zum Teil in aller Munde, und selbst unsere Feinde müssen, widerwillig genug, diesen Leistungen Bewunderung zollen. Aber neben den wissenschaftlichen und technischen Kriegs-Großtaten, die sich heute einer gewissen Volkstümlichkeit erfreuen, gibt es noch gar manche andere wertvolle Leistung, die mehr im verborgenen blüht und sich an Bedeutung mit den erstgenannten sicher nicht messen kann, die aber den-



Zur Wiederherstellung des Königreichs Polen: Der polnische Staat am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

etwa auch das Gefühl menschlicher Rücksicht auf die Leiden des gegnerischen Landes und Volkes mitgeschöpft hat, müssen beratende Empfindungen dem Verhalten der Feinde gegenüber für die Zukunft schmeigeln. Denn hier handelt es sich nicht um zweifelhafte Grausamkeiten, sondern um Mittel, die des Gegners Kampfkraft lähmen, einen schnelleren Frieden erzwingen und die Leiden und Opfer des eigenen Volkes abkürzen sollen. Hier wäre Schonung des Feindes aus menschlichem Mitgefühl ein Unrecht gegen das eigene Volk; sie ließe sich aber wenigstens menschlich begreifen, wenn der Feind selbst den Krieg menschlich und ritterlich führte. Einem Feinde gegenüber, der Wehrlose hinhaltet und Gefangene quält, würde sie zur Dummheit und zum Verbrechen werden. Wir können auf diese englischen Kriegsmethoden nur damit antworten, daß wir alles, was wir an schärfsten Kampfmitteln haben, seien es U-Boote, Zeppeline, Bomben oder Gase, mit vollster Rücksichtslosigkeit zur Anwendung bringen, sobald und soweit die militärische und politische Lage es irgend gestattet, unter Zurückstellung aller humanitären Gefühlsbedenken. Und wir hoffen zuversichtlich, daß auch unsere

Nur allzu deutlich beweist diese zweite Auflage des „Baralong“-Falles, was die kleineren Völker von England zu erwarten haben würden, wenn es, wie es wünscht und hofft, die alleinige und unbeschränkte Herrschaft über die Weltmeere als Siegespreis aus diesem Kriege davonzutrüge. Alle seefahrenden Nationen würden ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein, und nirgends würde es Schutz oder Recht gegen eine noch so brutale Ausübung der Seepolizei durch die britische Marine geben. Wir kämpfen auch hier, wie überall, für die Freiheit aller gegen die drohende Übermacht und Willkür eines einzelnen Volkes.

Aber alle Empfindungen des Zornes und der Rache hinweg, so berechtigt und natürlich sie sind, wird dieser neue Akt britischer Brutalität bei uns den festen Entschluß zum Siege gerade über diesen Feind kräftigen und uns alle mit der Überzeugung erfüllen, daß die Zukunft unserer Schifffahrt und unseres Handels, die Zukunft unserer Weltstellung überhaupt von der Freiheit der Meere abhängt, und daß diese niemals verwirrt werden kann, solange nicht Englands Übermacht zur See gebrochen ist.

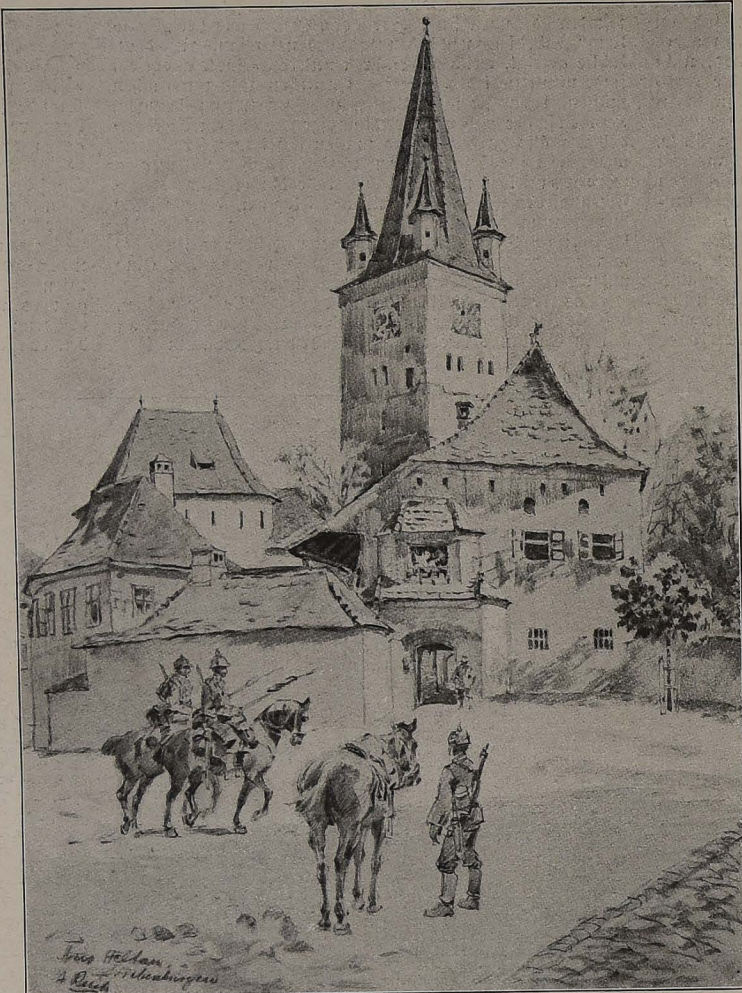
noch wohl eine gewisse Beachtung durch weitere Kreise verdient. Zu diesen Wissenschaften, die im Kriege zu einer vornehm nie für möglich gehaltenen Bedeutung emporzuwachen sind, gehört auch die Wetterkunde.

Die Wissenschaft vom Wetter hat sich von jeher aus naheliegenden Gründen einer besonderen Popularität erfreut. Zwar sind die Urteile des großen Publikums über unsere heutige Meteorologie nur allzuoft so laienhaft wie möglich — so wird selbst bis in die hochgebildeten Kreise hinein noch immer die Meteorologie mit der Altkononomie verwechselt oder gar für identisch gehalten, und auch die weiterverbreitete, ursprünglich fälschlich gemeinte, aber schließlich infolge oftmaliger Wiederholung auch von sehr ernsthaften Deuten eifrig geglaubte Behauptung, daß die Meteorologen „immer gerade das Gegenteil“ von dem wirklich eintretenden Wetter vorherzusagen, läßt weder auf Einsicht in den Tatbestand noch auf Vorsicht des Urteils schließen. Dennoch aber hat sich die Tätigkeit der „Wetterfröhen“, wie man die Meteorologen mit gutem Humor nennt, schon in Friedenszeiten eines weitgehenden, wenn auch meist äußerst oberflächlichen Interesses im Publikum

erfreut, eines Interesses, das freilich oft genug von einem gewissen Mittel mit den „doch immer falschen“ Wetterprognosen nicht frei war.

Auch diese Wissenschaft hat nun im gegenwärtigen Kriege, der sich in einem nie zuvor dagewesenen Umfang zur See und außerdem Tag für Tag in den Lüften, im Reich der Stürme, abspielt, eine ganz außerordentliche Wichtigkeit erlangt, und zwar gleichmäßig für die Marine und fürs Landheer, für die Kämpfer in den Lüften, auf und unter dem Wasser, auf und unter der Erde. Daß die jeweilige Gestaltung der Witterung für das Wohl- oder Unwohlsein einer Truppe an der Front und in der Etappe, für das Gelingen oder Mißlingen einer Kampfhandlung von geradezu entscheidender Bedeutung sein kann, versteht sich von selbst. Es wäre überflüssig, hierfür Beweise anzuführen; beschäftigt sich doch wohl nahezu jeder aus dem Schützengraben und dem Unterstand in die Heimat gesandte Brief mit dem Wetter, und ist doch selbst in den Berichten der Obersten Heeresleitung aller kriegsführenden Völker oft genug die Rede von dem Nebel, der die Artillerie- und Fliegerfähigkeit vereitelte, vom Schlamme, der einen geplanten Vormarsch hinderte, vom klaren Wetter, das die Kampfhandlungen ausleben ließ, usw. Die „Wetterberichte“ des italienischen Generalstabs, der sich Monat für Monat aus Mangel an militärischen Erfolgen mit der liebevollsten Ausmalung der sein Feldherrngenie immer aufs neue lähmenden Wetterfäden abgab, sind ja zu hoher Berühmtheit gelangt und dürften zu den interessantesten Produkten der „Kriegsliteratur“ zählen. Auch die Engländer haben es zu einer hohen Fingerfertigkeit im Abschieben aller Schuld aufs Wetter gebracht: an ihrer Schlappe bei Coronel waren Sturm und Seegang schuld; unaufrichtig schlechtes Wetter vereitelte eine Wiederholung des geschickten Tardavallenangriffs vom 18. März 1915; die böse Wetterlage von Kut el Amara wurde durch die Stille bedingt, und das unsichtige Wetter war allein die Veranlassung, daß sie in der Seeschlacht vor dem Stagerat „weiter Sieger“ blieben.

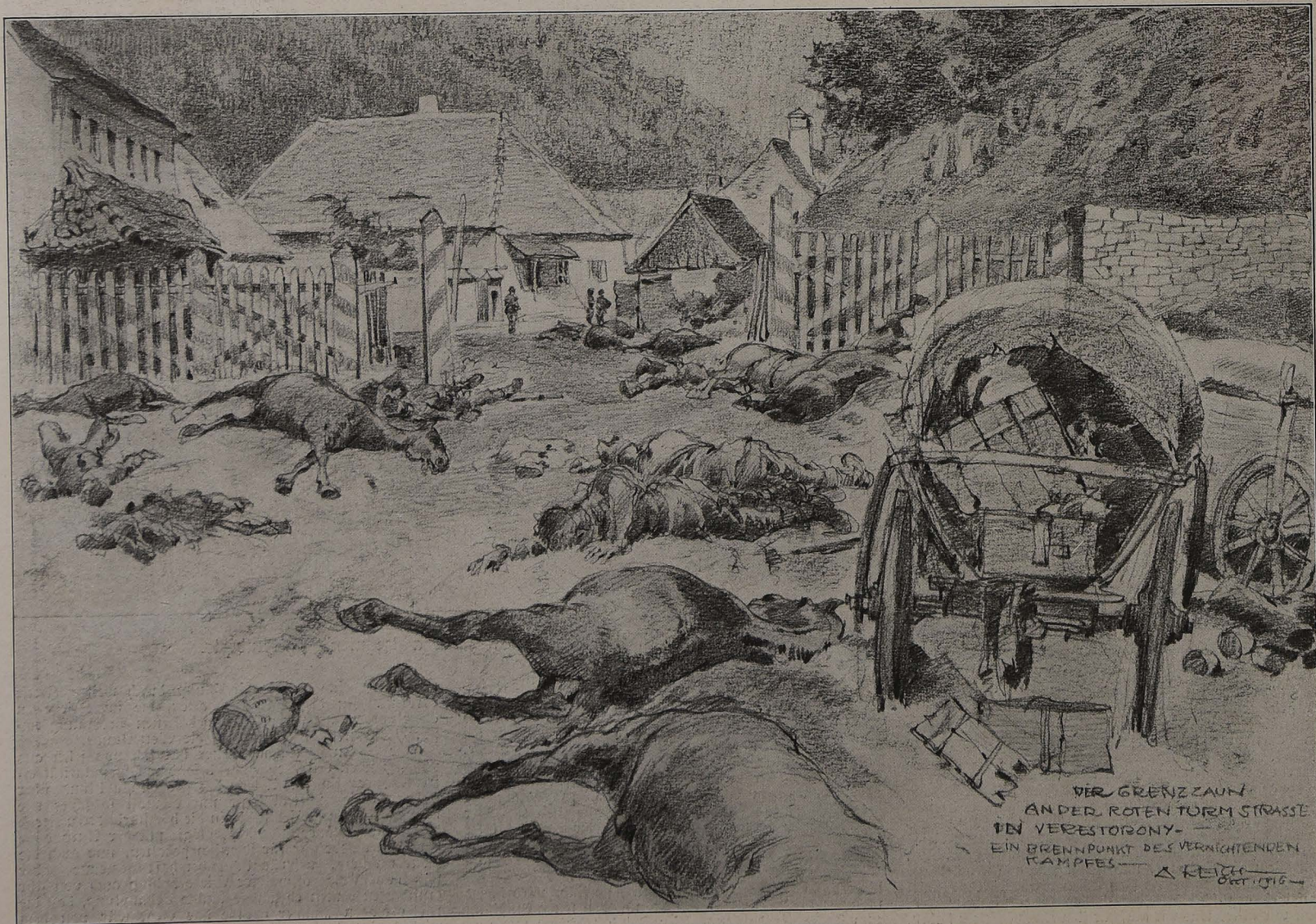
Eine kluge Kriegsführung mußte darauf bedacht sein, auch alle Möglichkeiten der Witterungsgestaltung in ihre Berechnungen



Motiv aus Seltau.

einzu beziehen und wichtige, nicht eilige Operationen tunlichst erst dann anzuordnen, wenn die Wetterlage als geeignete Vorbedingung zu einer glatten Durchführung erschien. In gewissen Fällen hing sogar geradezu alles davon ab, ob die Witterung den Vorausberechnungen entsprach, so insbesondere bei den Gasangriffen, aber oft genug auch bei Luftschiff- und Fliegerexpeditionen, Kreuzeraufklärungsfahrten usw. — Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die wissenschaftliche Meteorologie vom Landheer wie von der Marine in außerordentlichem Umfang in den Dienst der großen Sache gestellt wurde. Obwohl alle nur irgendwie im Friedensdienst entbehrlichen wetterkundigen Fachleute für die Verwendung im Kriegsdienst herangezogen wurden, herrschte dennoch dauernd eine ausgesprochene Knappheit an „Laubfröschen“, denn die Zahl der geschulten Meteorologen in Deutschland ist durchaus nicht sehr groß, und im Kriege hätte man ohne weiteres für ein Vielfaches dieser Anzahl Verwendung gehabt. So kam es, daß eine „Streckung der Laubfrosch-Vorräte“ vorgenommen werden mußte: sehr zahlreich mit den Prinzipien der wissenschaftlichen Wetterkunde vertraut waren, fanden im Heeres- und Marine-Wetterdienst ebenfalls als Meteorologen Verwendung. Physiker, Chemiker, Geographen, Geologen, Zoologen, Oberlehrer, Ingenieure, Seeoffiziere usw. Bei der sehr hohen, über jede Erwartung hinausgehenden Wichtigkeit, die die Wetterwissenschaft für die Kriegsführung erlangt hat, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Stellung der Meteorologie und ihre Würdigung durch die maßgebenden militärischen Kreise auch nach Wiedertehr des Friedens eine ganz andere sein wird als vor dem Jahre 1914.

Die Tätigkeit der Meteorologen im Kriegsdienst des Landheeres und der Marine bestand selbstverständlich in der Hauptfache einmal in der Beobachtung der jeweiligen Wettervorgänge, andererseits in der Vorhersage der kommenden Witterung. In welcher Weise und welchem Umfang sich diese Verrichtungen abspielte, und wie der ganze, äußerst sorgfältig durchgeführte und wunderbar exakt ineinanderarbeitende Kriegs-Wetterdienst organisiert war, das alles kann aus



Der Grenzzaun an der Roten-Turm-Strasse in Wörds-Torony, der Brennpunkt heftigen Kampfes.

Zum Vordringen der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in Siebenbürgen.

Nach Zeichnungen des auf dem siebenbürgischen Kriegsschauplatz befindlichen Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.



Vom Krieg mit Rumänien: In dem durch den Sieg am Roten-Turm-Paß von feindlicher Bedrohung befreiten Hermannstadt.

Nach einer Zeichnung des auf dem siebenbürgischen Kriegsschauplatz befindlichen Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.



Unsere Feldgrauen in Mazedonien: Deutsche Soldaten in der neuen Tropenuniform.

einleuchtenden Gründen während des Krieges nicht öffentlich erwähnt werden. Nur einige wenige Andeutungen sind zurzeit statthaft. Auf Barometerbewegungen, Bewölkung und Wind mußte die Aufmerksamkeit in erster Linie gerichtet sein und im Zusammenhang damit auf die rechtzeitige Vorhererkennung von Niederschlägen und vor allem Gewittern. Neben den von jeher üblichen Beobachtungen unserer Wetterwarten erlangte aber ganz besonders die sorgfältige und regelmäßige Aufzeichnung aller Vorgänge in den oberen Schichten der Atmosphäre höchste Wichtigkeit. Da die Luftschiffahrt, die in diesem Kriege zum ersten Male ein Faktor allerersten Ranges geworden, noch ungleich mehr als die heutige Seeschiffahrt von den Launen der Witterung abhängig und machtlos gegen die entfesselten Elemente ist, mußte gerade dieser Zweig der wissenschaftlichen Wetterkunde eine Ausgestaltung erfahren, die man sich noch vor wenigen Jahren nicht hätte träumen lassen. Und die allerhöchste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit mußte dabei naturgemäß unbedingte Voraussetzung sein, denn schon ein kleines Versehen in der Beobachtung, ein kleiner Irrtum in der Beurteilung der Wetterlage konnte unter Umständen höchst verhängnisvolle Folgen haben und den Verlust von wertvollem Material, von Luftschiffen, Flugzeugen, Kriegsschiffen und von noch wertvolleren Menschen bedeuten, ja, womöglich die gefährlichsten Gasangriffe statt zum Schaben des Feindes zu einem schweren Verfall der eigenen Truppen auslösen lassen. Dagegen konnte nur unausgesetzte, Tag und Nacht oftmals wiederholte, sorgfältige Beobachtung und Vergleichung der Wettervorgänge über einem ausgedehnten Gebiet schülen, ein Wetterdienst, der an sehr zahlreichen Stellen der Front und der Etappe gleichzeitig und nach einem genau geregelten, scharf durchdachten Plane ausgeübt werden mußte. So waren von Flandern bis zum Bosporus und von der Düna bis zur Wolga ungezählte Wetterstationen des Heeres und der Marine tätig, ja, noch weit über Europas Grenzen hinaus, in Türkiſch-Asien, feierte die moderne „Kriegs-Meteorologie“ zahlreiche Triumphe. Daß Irrtümer und Fehlprognosen nicht völlig ausblieben, kann niemanden verwundern,

der auch nur ein wenig mit der modernen Witterungskunde vertraut ist. Wie ausgezeichnet der deutsche Wetterdienst arbeitete, zeigt allein die Tatsache, daß unsere Luftschiffe von ihren sehr weit ausgedehnten, fähigen Fahrten stets unbeschädigt oder doch nahezu unbeschädigt durch vorherzusagende Wettervorgänge zurückgeführt sind.

So gebührt auch unserer Wetterwissenschaft, die urteilslose Leute ehe dem ungerechterweise gern über die Achsel ansehnen, und unseren „Baufröhen“, die übrigens an den Frontstellen über zu geringe Beliebtheit wahrlich nicht klagen konnten, ein erfreulicher Anteil an gar manchem schönen deutschen Kriegserfolg.

Kriegschronik.

27. Oktober 1916.

Auf dem östlichen Maasufer griffen die Franzosen unsere Stellungen östlich vom Fort Douaumont an; sie wurden verlustreich abgewiesen. In der Schara wiederholten die Russen noch zweimal vergeblich ihre Angriffe, die stürmenden Kompagnien wurden von der Grabenbesetzung durch Feuer zurückgetrieben. Weiter südlich an der Wiedemannsbrücke nahmen schlesische Landwehrleute eine russische Vorpostenstellung und brachten 1 Offizier, 88 Mann gefangen ein. In der Zugler Front brach ein russischer Angriff vor unseren Hindernissen im Feuer zusammen. Im Südteil der Waldarpaten sind erneute russisch-rumänische Angriffe gescheitert.

Bürgermeister Stadtländer in Bremen.

(Porträt siehe S. 687.)

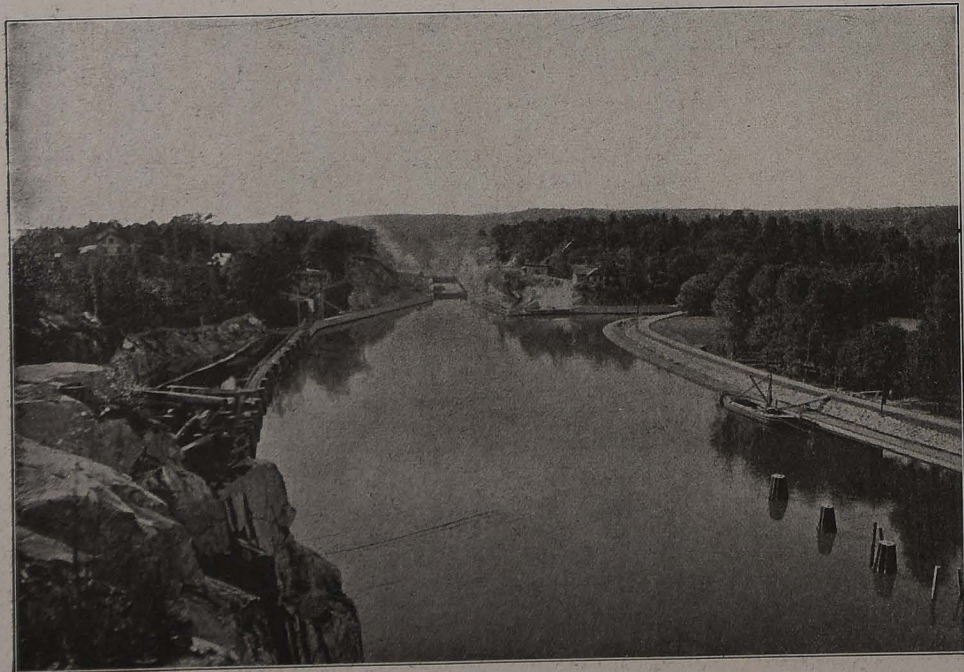
Der bremische Kleinlaas hat am 4. November einen hochbedeutenden Verwaltungsmann verloren, den am 4. Dezember 1844 geborenen Bürgermeister Karl Stadtländer. Man sagt den Sanftmütigen ohne Grund nach, daß sie ihre Regierungen nur aus den Kreisen ihrer Heimat ergäßen. Von den letztersterbenden fünf bremischen Bürgermeistern war nur einer Bremer, außerdem einer Lübecker. Auch Stadtländer stammte von auswärts, aus den Kreisen des hannoverschen Beamtenums; von dort brachte er einen Geist der obersächsischen Fröhlichkeit und Entschlußfestigkeit mit in das bremische Verwaltungswesen, der sich dort heilsam geltend gemacht hat. Er war eine selbstsichere, klare Natur, erfüllt von Mut und Tatkraft, die sich am meisten in der Leitung der Polizei betätigte.



Von der Eröffnungsfeier in Trollhättan: Das erste Schiff mit geladenen Gästen beim Passieren der Schleuse.

Beim Übergang zur Großstadt kam das Bremen sehr zustatten. Stadtländer wußte die staatliche Strammheit mit der Selbstregierung, an der das Bürgertum mit vielen Fäden von alters her beteiligt ist, zu vereinigen und wickelte daher in Eintracht mit der Bevölkerung; sie erkannte seine Gerechtigkeit stets an, aber auch seine sonstigen hervorragenden Fähigkeiten. Stadtländer wurde 1873 als Staatsanwalt nach Bremen berufen und erlangte auch in diesem Amte sowie später als Richter hohe Bewunderung durch seine großartige Redegabe. Auch in der Bürgererschaft (der bremischen Volksvertretung), der er zeitweilig angehörte, bis er 1890 an Stelle von Otto Gildemeister in den Senat gewählt worden war, und in der er als Vertreter des Senats oft erschien, sprach er als wahrhaft gottbegnadeter Redner, dem niemand gewachsen war; es war ein ästhetischer Genuß, ihm zuzuhören, und oft gewann er das Votum der Bürgererschaft, wenn vorher die Stimmung ganz entgegengesetzt gewesen war.

Politisch hätte er wohl noch mehr erreichen können, wenn der Boden in Bremen dafür günstiger gewesen wäre. Die Stadt wählte wohl früher stets nationalliberal, aber die Gesinnung des Bürgerstandes ging doch weit nach links. Seine letzten Reichstagsmandate vergab Bremen abwechselnd an die Freisinnigen und an die Sozialdemokraten, während Stadtländer rechtsnationalliberal war. So kandidierte er hier gar nicht für den Reichstag, wenngleich er sich an den politischen Versammlungen lebhaft beteiligte. Auch kirchlich stand er viel weiter rechts als selbst die überwältigende Masse des Bürgertums, obgleich er in Preußen zu den Liberalen gehört hätte. Niemals ließ er seinen Positivismus amtlich hervortreten. So arbeitete er denn aufs erprießlichste mit seinen Kollegen im Senat sowie mit der Bürgererschaft und der Bevölkerung zusammen. Von 1911 bis 1915 war er Bürgermeister; dieses Amt kann hier nur auf vier Jahre vergeben werden, jedoch nach einer Pause aufs neue. Stadtländer wurde, wenn er länger gelebt hätte, es noch oft befehle haben. Er war ein vielseitig befähigter Mann und stand daher an der Spitze so verschiedener Ressorts wie Justizpflege, Theater, Unterwasser-Korrektion, Medizinalkommission, Kirchenrat. Alles in allem war er ein Mann von geistig wie körperlich markiger Gestalt, dessen Bremen unter seinen Staatsmännern und ganz besonders unter seinen Verwaltungsbeamten stets als eines der hervorragendsten gedenken wird.



Teilanfsicht des neuen Wasserweges.

Ein neuer Wasserweg in Schweden: Der neue Trollhättan-Kanal, der bedeutend vergrößerte und verbesserte Verkehrsweg zwischen dem Menersee und der Nordsee, der nach siebenjähriger Arbeit längst fertiggestellt und von König Gustav V. von Schweden feierlich eröffnet wurde.

Die beiden Ahlefels. Kriegserzählung von Erich Wentscher ::

(1. Fortsetzung.)

Der Junge sah im fernen Holstein die bunte Puppenküche, sah die dicken Ärmchen des Schwesterleins geschäftig und wichtig Mehl und Eier und Butter mischen und viel Zucker dazutun. Ein blondes Kind bat die Mutter um Rosinen und Korinthen. Auf dem hohen Stühlchen saß es so feierlich und rührte und quirlte in den blanken Puppenkesseln. Die drei Wände der Spielküche mit dem Liliputschränkchen und dem Blechherd weiteten sich zur großen, blutigen, ersten Welt, in der die Brüder als Soldaten hin und her marschierten. Mit Hindenburg siegen, das muß doch hungrig machen. Daher — und die Kleine straffte den Hals und schüttelte die Zöpfe — kümmerte sie sich um die Verpflegung und schickte den Brüdern einen Kriegskuchen!

Mit diesem Bild schlugen die Wellen wilden Heimwehs über unserm Jungen zusammen. Er fühlte plötzlich, daß er in Rußland war, im weiten, endlosen ebenen Polen, jenseits des hohen Kirchturms von Czenstochau, daß er an fremdem Herd zu Füßen der schwarzen Madonna saß, über den gelbsandigen Graben nicht mehr zurücksehen konnte. Graue, öde Kartoffelfelder säumten den Horizont. Wo waren Blumen, Beete und Gärten? Wo waren die wogenden, holsteinischen Felder, durch grüne Hecken getrennt? Das große, deutsche Heimweh brannte und zerrte an ihm. Das tat so weh und machte alle Lieder und Späße verächtlich. Das biß und kränkte und warf ihm den Kopf in die Arme.

Da sah er den Bruder an. Den braunen, starken, klugen Bruder. Der wußte von den kleinen Kupferkesseln und den Händchen der Schwester. Der ging nicht von seiner Seite und wachte für ihn. War er nicht ein Stück Heimat? War er nicht ein Stück Vaterland? Der streichelte und verwöhnte ihn! Der trocknete ihm die Tränen ab! Der setzte sich jetzt neben ihn und zog den Kuchen dicht an sich heran und bohrte für ihn aus der Krone eine große, süße, gelbe Rosine.

Unaufhaltsam ging's nach Polen hinein. Tag um Tag wurde marschiert. Im Oktober wurden die Tage fühlbar kürzer, alle Farben verloren an Kraft und Leuchten. Wenn es noch ganz dunkel war, wurde in der Frühe zum Aufbruch angetreten. Wir sammelten uns die Strohhalme von Rock und Hose, empfingen einen Becher schwarzen Kaffee an der Feldküche und bekamen einen Laib Schwarzbrot. Jeder biß und trank im Sternenschein und hatte Heimweh nach der elenden Blockhütte, in der er die letzte Nacht geschlafen. Warum zerrt uns das Leben immer wieder aus dem Schlaf? Das Erwachen ist so kalt.

Die Ahlefels saßen dann aneinandergedrängt auf einem Geflügeltrug, und der Große machte dem Kleinen „Torte“. Auf eine Schnitte harten, trockenen Brotes goß er von seinem Kaffee, und wenn das Brot ganz weich geworden war, bettete er an der Feldküche so lange, bis ihm der Kompagniekoch, immer eine der einflussreichsten Persönlichkeiten, Streuzucker zum Süßen gab. Das schmeckte dem hungrigen, verschlafenen Brüderlein.

Wir sahen den Tag werden und die Kraft der Sonne blühen und verblühen, wir sahen das Abendrot und die Nebel und marschierten — marschierten — durch Polen.

Da belebte sich eines Morgens das Land. Wir trafen Kolonnen und Feldlazarette, unser Marsch stockte, wir ließen fremde Kompagnien vorbeiziehen, Batterien jagten an uns vorüber. In jedem Dorf flatterten weiße Fahnen mit roten Kreuzen, standen Ärzte, Apotheker und Geistliche. Die Kirchentüren standen weit auf. Gegenüber breitete Jesus einladend die Arme, Stroh und Linnen lagen bereit. Alle Straßen umher zeigten dunkle Ketten, die sich nach vorn bewegten; es ging unaufhaltsam nach vorn trotz der vielen, stummen Rasten. Wo die Straßen vom Regen aufgeweicht, wurde Holz gelagt, todmatte Pferde wurden erschossen oder freigelassen, trabten dann wie hagere Raubritter hinkend im Kreise umher, und wenn wir lachten, zitterten sie mit den zerzausten Mähnen und sahen uns traurig an. Und dann ging in weiter Ferne das leise Krachen und dumpfe Bersten an, dicke Schichten standen vor der Ferne, am blauen Himmel darüber blitzten weiße Knospen auf, die sich schnell zerfalteten und zergingen. Wir wurden weich und stumm und prüften fragend einander die Augen, was darin stände von Leben oder Tod, von Feigheit oder Ruhm, von Verzweiflung oder Glauben. Wir stierten in die Erde und faßten es nicht, wir starteten ins Blaue und faßten es nicht. Die Ebene, auf der wir gingen, umkrallte uns mit Rost und Brand und Eisen. Wohin? — Nach innen kehrten sich alle Blicke und Gedanken, innen war Feineres und Lieberes zu hören als das Zerpuffen der näher kommenden Granaten. Unser aller Inneres aber ist ein Reich; darum, je tiefer wir nach innen wühlten, desto mehr umfingen wir Kameraden und Nachbarn. Wir fanden uns in ihnen. Wir brauchten uns nicht anzusehen noch zuzuhören, wir wußten voneinander. Wir fühlten einander, und

unser Tuch brauchte sich nicht zu streifen. Wir hielten uns doch umschlungen, die Fäuste verkrampft, und stemmten die Schultern aneinander, wenn auch der vielspurige, sandige Weg zwischen uns lag. Wie still es da wurde! —

Wir nehmen die Schlucht. Wir ziehen in einer langen Reihe das kleine Bächlein entlang. In der Schlucht sind wir gedeckt. Leise laden! Seitenpatrouillen klinken geduckt den Schluchthang empor und spähen nach rechts und links. Ein Zug wird aus der Schlucht gezogen und oben entfaltet. Die Schlucht hört auf und mündet in eine hochgelegene Kiefernschonung. Da bleiben wir liegen, jeder unter seinem Baum.

„Auf! Weiter!“

Wir lösen uns langsam von Schonung und Deckung und treten aufs freie Feld hinaus.

Frrrt!

Drei Schüsse von links, wo unten ein langes Straßendorf liegt. Eine Patrouille wird dorthin geschickt. In breiter Schwarmlinie geht's nun vor ins nächste Dorf — Psary.

Das Dorf ist ganz verlassen. Kein Pole spricht mit seinem Weib. Die Korbwiege hängt leer und still. Jedes der elenden, hölzernen Häuser mit den dicken, dunklen Strohdächern sieht in seiner Buntlosigkeit und Verlassenheit ganz krank aus.

Die Häuser werden durchsucht, ohne daß ein versteckter Feind sich findet. In den kleinen, blumenlosen Obstgärten liegen Bienenstöcke und zerschlagnene Möbel durcheinander.

In breiter Schützenlinie durchdringen wir das Dorf und dringen aus ihm vor. Über eine sumpfige, von Bach und Weidenschnur durchschnittene Wiese hin erkennen wir den dunklen, buschigen Rand des nächsten Dorfes.

Das Gewehr an der rechten Hüfte, schreitet die dünne, aufrechte Menschenkette langsam vorwärts.

Fffff — Ksss — Ffft — Pt — Fffff.

Kugelnregen.

Einer von uns liegt lang und bleich. Zwei Schritt von mir spritzen Steinchen und Sand auseinander. Ein Querschläger summt wie ein Pfund Blei über die Wiese hin. Bald schlägt's dumpf auf, bald pfeift es weiter. Überall Kugeln, Stahl! Alles liegt langgestreckt und rührt sich nicht, jeder schmiegt sich der Erde an und gräbt sein Kinn in den Sand. Dicht vor unseren Augen ist Erde. Wir riechen Erde.

Mitten in der Kette regungslos lauender Menschen liegen schon Tote, wälzen sich blutspieende, schreiende Verwundete. Wir gingen eben noch in langer Reihe am Bach entlang durch die Schlucht. Einem treten blutzerfetzte Eingeweide aus der Bauchhöhle; er lag eben noch in der Schonung mit mir unter einem Kieferstrauch.

Jetzt wird jede Minute Atmen zum Geschenk. Die den Überfall überstanden, werden ruhig und ihrer Gesundheit froh. Einer neckt über zwei Tote hinweg: „Antreten zum Löhnungsappell!“ Und wenn es auch keinen nach Geld verlangt, die an die Erde gekrampften Schultern lösen sich mählich, Gläser werden vor die Augen geführt, Entfernungen geschätzt, am fernen Dorfrand wird der Feind erkannt. Die Gewehre werden zum Antwortgeben in die Schultern gezogen.

Klak, klak, klak, klak, klak — rechts von uns deutsche Maschinengewehre.

Zwei Feuer ringen miteinander. Jeder Mann ist so heiß wie sein Gewehrlauf. Jeder Mann liegt da für sein Vaterland und zielt für seine Heimat und zieht den Abzug für seine Freiheit. Sein Geld und sein Getreide, sein Haus und sein Bett, alles liegt auf der großen Wiese zwischen ihm und dem Feind. Darum geht's! Ich prüfe, ehe ich lade, am Finger jede Patronenspitze. Ich kühle meine Hand an jedem Patronenmantel. Jede Minute Leben ist eine Verpflichtung.

Und aus dem Ringen der beiden Feuer wird langsam die deutsche Überlegenheit vernehmbar. Der Feind verstummt.

Da löst und lockert sich die hingekauerte Schützenlinie zum ersten Sprung, gruppenweise wird der Vorstoß versucht. Aber die näher kommende, von unserm Geschosshagel zerzauste Hecke bleibt stumm. Freier, länger und kühner werden unsere Sprünge. In breiter Linie geht es schließlich unaufhaltsam im ruhigen Schritt gegen das Dorf vor. Ein breiter, morastiger Graben schneidet durch die Wiese, der uns ein arges Hemmnis hätte bieten können. Jetzt schwenken wir ruhig, bieten dem rätselhaften, stillen Dorf die Flanke und gehen in langer Reihe über einen schmalen Steg. Aber das Dorf bleibt stumm, und als wir eindringen und die ersten Zäune, Ställe und Böden untersuchen, ist alles leer und vom Feinde verlassen.

Wir gehen den Dorfrand entlang hinter der Hecke, wo der Tod saß und auf uns lauerte: Erdloch bei Erdloch mit den Spuren schnellen Aufbruchs. Aus diesen Scharten und Luken im Rohrgeläch wurde eben

noch auf uns gezielt. Da ist ein Erdloch ganz angefüllt mit einer leblosen, in graues Tuch gehüllten Masse: ein toter Mensch. Ein junger Russe hockt wächsern bleich an seinem Platz; die gelben, blutlosen Finger klammern sich noch um den Kolbenhals, das starre Auge visiert mit leerem Schweben über das Vorgelände hin nach dem Platz, wo ich mich eben ins Gras duckte. — Wie ein gefällter Baum liegt quer über den Weg ein toter Korporal; er beugt den häßlich geschwellenen Kopf tief hintenüber wie in letztem Krampf und hat die Arme weit und starr auseinandergeschlagen; in dem steifen Knochengäst der linken Hand hängt, kraftlos gehalten, das Bild eines glatt gescheitelten russischen Mädchens. Das sind die Besiegten, die Niedergekömpften, die Stillgewordenen, die auf uns geschossen haben. Wir aber schreiten rüstig durch das schweigende Dorf und gewinnen seinen jenseitigen Rand.

Wie wir eben in der Linie des Dorfrandes ein leichtes Ziel bieten, spritzt uns von vorn ein neuer Kugelregen um Herz und Schläfen. Wir werfen uns nieder wie gegossenes Blei. Wir spähen nach vorn und erkennen den Feind uns gegenüber in einem fernen Ausläufer des langen, straßenweis verketteten Dorfes. Wieder werden die Kolben in die Achseln geklemmt, wird gezielt, geschossen. Der Kampf um die Überlegenheit wogt, mit der Zeit ruhiger und gemäßigter werdend, lange hin und her. Rechts und links sirren und suchen die Kugeln dicht über die Erde hin. Stundenlang.

Es schummert zwischen Feind und Feind. Wir riechen den kalten, scharfen Rauch des abendlichen Schlachtfeldes. Die Luft wird lastend schwer, und das Gewirr von Hütten, Ställen und Scheunen des feindlichen Dorfteils verschmilzt mit den Pflaumbäumen langsam zu einem dunklen, breiten Strich am Horizont. Die roten Farben, die unsere Patronen in das ferne Bild fließen lassen, sehen wir nicht mehr. Was drüben ächzt und leidet, aus der Schützenlinie getragen wird und die Hand, die eben noch mit feinsten Zuckungen den Abzug regierte, schlaff und schwer von der Bahre sinken läßt, das alles birgt die Dämmerung. Aber hinter dem Feind taucht plötzlich wie eine weiße, formlose Schlange ein langer Nebelfaden auf, wie ein genauer Spiegel irgendeiner Wasserspur unter sich. Wir fragen uns, was das ist. Und von Ohr zu Ohr raunt Mund um Mund: „Das ist die Weichsel!“

Das ist die Weichsel, das sind die Wellen, in denen bald die Kirchen von Thorn sich spiegeln werden, die bald am Graudenzer Schloßberg in die Höhe lecken. Das ist der Strom, der so breit und gewaltig zwischen Röhricht und Weiden durch Preußen fließt, in dessen Kahn die Balalaika zittert, auf dessen schläfrigen Flößen der Flissak schwermütige Weisen singt. Die Weichsel ist wie das Leben: Sie rauscht mit wilden Akkorden aus der Wunderwelt der Karpathen auf, gewöhnt an leichten Tanz; in ihres Lebens Mitte netzt sie ein bleiches, trauriges Land und grüßt ein arbeiterquältes, in dumpfe Fesseln geschlagenes Volk, in dem die Funken einer fernen, edlen, pelzverbränten Vergangenheit nicht sterben können. Und am Abend lachen deutsche Ufer sie an mit bunten Feldern und weisen, wachsenden Städten, mit spitzen, braunen Kirchen und lauter Geschichte; und im letzten, roten Schein träumen ihr Tore und Kräne, Gäßchen mit Beischlägen, auf deren Steingeländern Geranien blühen, Linden und Astronomenwinkel, grün bekupferte Türme und seltsam verzwirbelte Spitzen entgegen. Dann rinnt sie müde und selig der See in die Arme.

Wir aber nutzen die Dämmerung, unser Leben zu hüten, und nesteln die Spaten los. — Wenn wir im Frieden, ehe die Sterne im Licht ertranken, früh auf dem Grützmacher standen und uns zum Abmarsch nach Tegel oder zur Fahrt nach Döberitz rüsteten, dann bekam immer der Kompagnieschlot den „Brigadeschlüssel“ zu tragen. Spaten und Hacke standen tief in Verachtung, und bei den Rehbergen kicherten die Lärchen sich an, wie der gestern von Vater Philipp entlassene Lausbub aus Essen an seiner blitzenden Last schleppte. Und jetzt drängen sich die feinsten Gamaschenträger um den Schanzzeugwagen. Jeder, der seinen Spaten empfängt, prüft ängstlich die Festigkeit des Stiels und die Schärfe der Kante. Denn mit dem Spaten zimmern wir neu unser Leben. Jeder sticht an seinem Platz in die Erde, zimmert sich Haus und Bett und Schild, und wenn er mit kalter Stirn auf die Brustwehr schlägt, dann machen die Nachbarn seinen Spaten los und decken ihn ganz ein. Darum schafft jeder so still mit seinem Spaten, denn mancher Soldat ist sein eigener Totengräber.

So nahmen auch wir an jenem Oktoberabend liegend unter unserer Brust die Erde weg und warfen sie vor unsere Stirn. Im Kugelregen wühlten wir uns tiefer und tiefer ein, bald lagen wir wie in flachem Backtrog, bald in einem richtigen, einsamen, mühsam vertieften Loch, dessen feuchte, klumpige Wände jedes Ohr läppchen schützten. Die Schüsse wechselten ruhig und ziellos.

Der Abend tritt nicht mit einem Stundenschlag und nicht mit einem Ruck des Zeigers ein. Er schleicht nicht langsam mit der sinkenden Sonne heran. Wie ein Mensch stirbt, so stehen plötzlich die Winde still, und das Blätterrascheln erstarrt. Der Abend ist ein jähles Leisewerden, ein abgestorbenes Geräusch in unseren Ohren. Als unser Oktobertag unweit der Festung Iwangorod plötzlich ausgeatmet hatte und still vollendet in dunkle Schatten fiel, wurde die Luft immer dicker und dunstiger, und die Wolken ließen immer dichtere Schleier niedergleiten wie der Regisseur eines Sommertheaters beim Szenenwechsel.

Da fiel plötzlich ein kalter Tropfen in meinen Hals wie ein kitzelndes Insekt, wie ein Mückenstich. Rechts und links von mir fuhren bunte Sacktücher aus den Hosentaschen und wischten über Nasen und Handrücken. Aber die Tropfen kamen und kamen und näßten langsam die Haut. Mit majestätischer Gleichgültigkeit ging ein schwerer Regen nieder. Die Röcke wurden weich und modrig, die Gewehre schwer und erdig, und die Ellenbogen bohrten sich tief in nassen Lehm. An der Brust sickerte der Schlamm, der unsere Gräben füllte, schon durch Tuch und Hemd und griff ans Fleisch.

Als wir in tiefster Dunkelheit aufstanden, um unsere einsamen Erdlöcher zum gleichen, gemeinsamen, Mann mit Mann verbindenden Schützengraben zu vereinigen, da klebten schon Ärmel und Hosenbeine am Körper fest, in den Knopflöchern saß eine dicke Sandkruste, und auf der Brust wogte heiß und kalt das Hemd als nasser Lappen. Solange wir im Kugelregen standen und mit den Spaten mühsam die kleistrige Erde hoben, preßte jeder das Genick hinten in den Kragen, um nicht die Wassertropfen aus dem nassen Haar auf den Rücken rieseln zu lassen. Und doch ging unaufhörlich weiter der schwere, unbarmherzige Regen nieder, die ganze Nacht hindurch, lief bei jedem Klumpenwurf in den Ärmel, eroberte sich von oben und unten die heiß gelaufenen Füße, bespritzte alles mit Schmutz und Sandkörnern und trieb mit uns ein grausames Spiel vom Unbehagen bis zur Verzweiflung.

Und so ging es die ganze Nacht und den nächsten Tag. Gelangweiltes, zielunsicheres Schießen von Gräben zu Gräben und grausam fließender Regen. Uns allen wurden die Leiber kalt und krank, aber keiner wurde mit klaffender Wunde zum Stabsarzt getragen. Das Leben wurde uns leer und schwer, aber keiner verlor das Leben. Das Herz wurde dumpf und stumpf, aber keinem brach das Herz. Denn der tiefe Graben, dessen Grund immer glitschiger und schlammiger wurde, bot den Leibern Schutz, und nur jeder zweite Mann stand abwechselnd in der Nacht aufrecht, an die Brustwehr gelehnt, und hörte, in seine schwere, nasse, tranriechende Zeltbahn gewickelt, wie ab und zu nervöse Kugeln hierhin und dorthin schwirrten und sich so heiß und tief im fühllosen Morast verloren, wie sie für Haut und Fleisch und Adern und Muskeln eines Menschen bestimmt waren. Die andern, die nicht zu wachen brauchten, schnürten sich fest in ihre Zeltbahnen und fielen klotzschwer in den Grabenschlamm. Das Wasser klatschte laut auf und planschte trüben Schmutz durch Schlitzte, Risse und Knopflöcher der Zeltbahn.

Unten im Graben ist es dunkel und seltsam lebendig. Regenwürmer und Kröten freuen sich des nassen Elements. Rechts und links Erde. Tropfende, riechende, atembetäubend schwere, wuchtige Erde. So geht es um dich herum meilenweit in die Tiefe. Du liegst in der Erde. Oben laufen rechts und links zwei Kanten, über die dauernd der Regen fließt und Sand in die Tiefe spült. Wie bedrohlich alles von oben herunterkommt! Und da oben, wo die beiden Kanten laufen, da ist die Welt. Da wächst das Gras, da sieht das Auge Bäume und weite Felder. Da bist du zwanzig Jahre lang gedankenlos herumgegangen. Daß es nur einen Meter tiefer schon so anders ist, ein anderes Leben, eine andere Welt — das hast du bis heute nicht gewußt. Was macht dich nur so bang, daß du auf den Atem deines Nachbarn hörst und deinen Kopf auf die Stiefel des nächsten Postens lehnt? Daß sein schwerer, knittrig hängender Mantel schützendes Behagen über dich weht wie ein Nachtgebet? —

Warum bewegen sich die im Schlamm verbohrt Stiefel deines Kameraden? Du wolltest doch eben schlafen und eine Stunde lang vergessen. Warum rührt sich alles im Graben und die Helme klappern, weil die Köpfe sich lauschend heben? Ein leises Tuten geht durch die Nacht. Das ist einen Meter über dir, da oben über der Erde; was kümmert's dich? Noch ein Tuten, langgedehnt, grausig, schwermütig, aufrüttelnd. Du schüttelst Schlamm und Getier von dir und richtest dich auf. Seltsame Musik! Wo hast du das schon gehört in jenen fernen, fernen Friedenszeiten?

Richtig, du lagst ja früher einmal im warmen Federbett und hattest vor den Fenstern dicke, wollene Vorhänge. Draußen war Dorf, Straße, Turmuhr, Heimat. Geht denn ein großer, fremder Nachtwächter zwischen den Linien hin und drückt die Gewehre nieder? —

Oder Sommertag, Rabeninsel. Heiße Sonne, blitzende Saaledampfer, bis an die Rampe voll von lachenden, rufenden Feiertagsmenschen in glühend bunten Kleidern. Dampfertuten! —

Und unweit die Weichsel! Da raunt es schon dumpf und tönend durch die Grabennacht: Die Russen bekommen Verstärkung, und die Weichsel, unsere Weichsel, der schwermütig langsame, dammfesselte Strom von Kulm und Danzig, die Weichsel trägt Feinde, Gewehre, Patronen, Feindeskraft, Feindeszorn, pläneschmiedende Hirne, fressenden Mut und wachsamen Sinne von Ufer zu Ufer und wälzt tückisch bei Nacht einen Eisgang von russischer Übermacht gegen ihre deutschen Kinder! Kaum, daß man das mühsam gedämpfte Tuten hört.

Aber dich hält ja der Graben. Um dich ist Erde, tiefer, als eine Patrone wühlt. Schläfrig tropfende, duftende, atemschwächende, sinnlösende Erde. Nur einen Meter unter Licht und Gras ist eine fremde, vergessene Welt. Du, schlafe! —

(Schluß folgt.)

Die Brennessel.

Blauderei von Ingenieur Fritz Gehre, München.

Wir alle wissen, daß man aus Flachsgleinwand und aus Baumwolle Kleidung fertigt. Niemand aber fragte im besondern danach, ob es nicht auch andere Pflanzen gäbe, die Gleiches außer jenen zu liefern vermöchten. Und doch haben viele schon von einer solchen Pflanze gelesen, wenigstens diejenigen alle, die das Märchen von den sieben Raben aus Grimms Märchenschatz kennen: dort spinnt und verfertigt nämlich die gefangene Königstochter für ihre verzauberten Brüder Hemden, die den Zauber aufheben und die sieben Raben wieder zu sieben Königstöchter machen, aus — Brennesseln.

Die Brennessel ist es also, von der die Rede sein soll, die Brennessel, das bestgehaßte Unkraut. Fast könnte man sagen, daß es bei uns nur wenige gibt, die diese liebliche Pflanze nicht durch eigenes Leid am eigenen Leib kennen gelernt hätten. Erst der jehige Krieg,



Brechen der Nesselpflanzen.



Das Abziehen der Nesselfasern.



Einlegen der aufgewickelten Nesselfasern in die Zentrifuge.

die schwere Zeit, die ihm entwich, brachte auch eine Umänderung der Gesinnung hinsichtlich der Brennessel zuwege. Die deutsche Industrie arbeitete wunderbar auf allen ihren Gebieten, unsere lieben Vetter jenseits des Kanals sind nicht besonders erfreut, daß alle ihre Vorhaben zu Wasser gingen, in erster Linie das beabsichtigte Erörtern unserer Fabriken: sie stehen da wie die vielgenannten betrübten Lohgerber. Wir haben vieles geschafft und haben etwas geschaffen und so auch eine Brennesselindustrie.

Die Stengel der Brennessel enthalten viele feine, seidenartige Fäden, die sich zum Verspinnen eignen und vorzügliche Gewebe ergeben. Die Nessel ist gleichzeitig eine Pflanze, die recht gut eine zweimalige Ernte erlaubt, dabei verlangt sie keine besondere Wartung oder Kultur: wo man den Samen hinwirft, da geht er auf. Vielmals entstehen auf besonders geeignetem, nämlich auf fettem Boden, Pflanzen von Urmannshöhe. Sonst ist aber der Brennessel der Boden ganz gleich: ob steinig, feucht, dürr, leicht, sandig oder schwer, sie wächst und gedeiht zu jeder Zeit, im Sommer wie im Frühjahr oder im Herbst. Und wenn sie ausgerottet wird, in kurzer Zeit ist sie wieder da, freut sich ihres Daseins und ärgert die Menschen.

Aber nun wird das anders werden! Wir haben ihr das Handwerk gelegt! Sie, die uns die Finger verbrannte, wenn wir sie nur berührten, wird uns nun die feinsten Hemden usw. liefern, ohne uns wehe zu tun.

Ihre Aussaat besorgt meist der Wind, vielfach auch die Vögel: wir sind nicht gerade entgültig, wenn wir sie im Garten zwischen den Blumen, dem Salat und den Gemüsen oder den Erdbeeren finden, und wir haben auch einen „faßbaren“ Grund



Verkleinern der Nesselfasern in dem Woll.

Ein nützliches Unkraut: Die Verarbeitung der Brennessel für die Zweide der Textilindustrie.

Sammelstellen für geerntete Brennesseln eingerichtet und zählt für 100 kg nach Vorschrift zubereitete und getrocknete Stengel 14.40 ab Station. Das ist auch ein Beitrag zum täglichen Leben für gar manchen, und er wird vielen willkommen sein. Die Behandlung der Nessel beim und nach dem Ernten wird durch besondere Blätter bekanntgegeben.

Über den Umfang der Fabrikation, über die Betriebskosten, über die Endproduktpreise kann noch nichts Endgültiges gesagt werden: man nimmt aber an, daß eine besondere Branche entsteht. Wir aber wollen hoffen, daß die alte Industrie wieder blühe und gedeihe!

hierfür: vielleicht aber wird nunmehr die Nessel, nachdem alle ihre vorzüglichen Eigenschaften — sie hat deren nämlich mehrere — entdeckt wurden, zu einer, wenn auch nicht Lieblings-, so doch Nützlingspflanze des deutschen Volkes.

Zwar die „Boilus“ wissen schon längst, daß junge Brennesselblätter einen vorzüglichen Salat ergeben: heute bringen uns die Stengel die Gelpinsfasern für eine Zukunftskleidung, und ihre Blätter liefern roh oder gekocht ein ganz nahrhaftes Futter für Kleinvieh und Geflügel.

Die Nesselindustrie ist eigentlich recht alt: Schon die alten Römer — Nestorius — erzählten von prächtigen, leuchtfarbigen Kleiderstoffen aus Nesseltuch, von Segeln und von überaus haltbaren, zähen Schiffstauen aus Nesselfasern. Nesselspinnfabriken gab es noch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland, die legte arbeitete in Leipzig und wurde im Jahre 1720 geschlossen. Wie oft man auch versucht hat, die uralte Nesselindustrie wieder ins Leben zu rufen: vergebens! Die letzten Versuche gesahen Mitte der siebziger Jahre



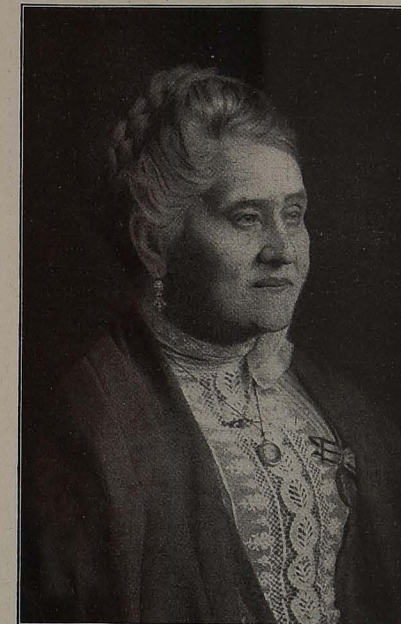
Deutsche Waffen hinter der Front: Hochofenabstich.
Nach einem Gemälde von Fritz Gärtner.

Marie Wied.

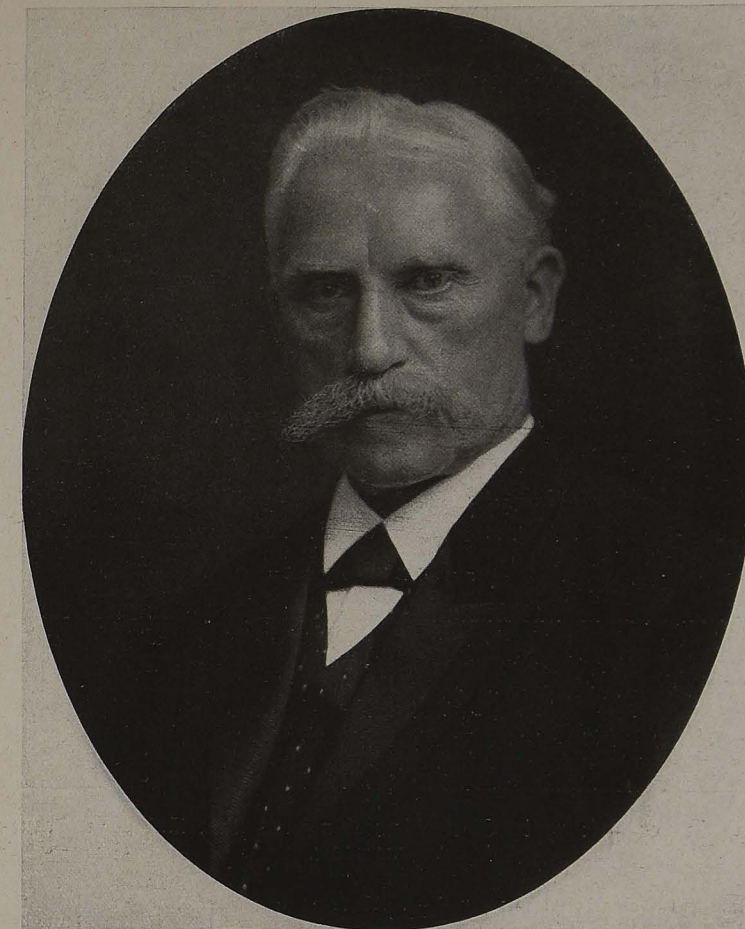
Am 2. November ist in Dresden, fast fünfundsiebzigjährig, Marie Wied, die Schwägerin Robert Schumanns, gestorben. Mit ihrem Tode hat nicht nur ein reichgelegnetes Künstlerleben seinen Abschluß gefunden, sondern auch ein Stück bedeutsamer deutscher Musikgeschichte: die Zeit der ausstehenden Romantik, die letzte Zeugin an das Werk des großen Klavier- und Violoncellisten Robert Schumann. Marie Wied, geboren am 17. Januar 1832 zu Leipzig, war als Tochter Friedrich Wieds, des berühmten Musiklehrers, aus seiner zweiten Ehe (mit Clementine Freyner) eine Stiefschwester Clara Schumanns, der Gattin Robert Schumanns. Sie wurde von ihrem Vater zur Pianistin ausgebildet, mit dem Erfolge, daß sie, ohne im eigentlichen Sinne des Wortes ein sogenanntes Wunderkind zu sein, schon mit elf Jahren in einem

Konzert Alaras in Dresden vor die Öffentlichkeit treten konnte. Sie spielte mit ihrer Schwester zwei Sätze aus der Sonate op. 47 von Moscheles vierhändig. Das erste große Ereignis in ihrer Laufbahn trat dann zwei Jahre später ein: sie spielte in einem der berühmten Leipziger Gewandhauskonzerte und erregte dort Bewunderung bei Publikum

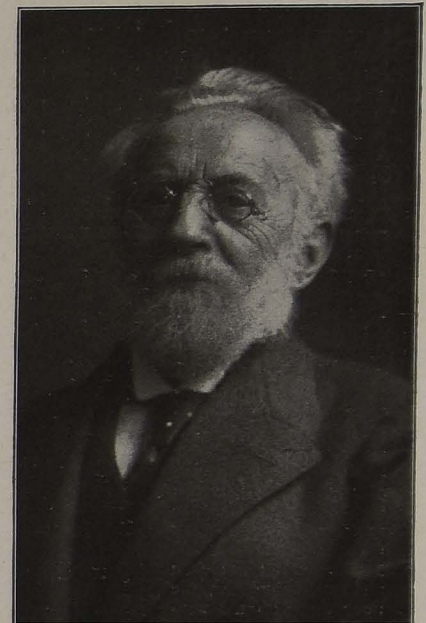
und Presse. Von da aus erfolgte ihr Aufstieg als ausübende Pianistin; sie wurde in den Jahren, die zwischen 1850 und 1870 liegen, eine der gesuchtesten deutschen Klavierkünstlerinnen. Den Ruhm ihrer Schwester Clara erreichte sie freilich nicht; aber das lag vielleicht auch zum Teil an ihr selbst, weil sie bereits als ausübende Künstlerin begann, sich der Lehrtätigkeit zuzuwenden, und diesem Berufe dann nach ihres Vaters Tode (1873) fast ausschließlich diente. Sie vertrat als Lehrerin die berühmte Lehrform ihres Vaters, dessen Lehrschriften „Klavier und Gesang“ und „Musikalische Bauernsprüche“ sie in neuer Auflage herausgab. Marie Wied war, was im Zusammenhange mit ihres Vaters Schrift „Klavier und Gesang“ erwähnt sein mag, durch ihn und Lamperti in Mailand auch in der Kunst des Gesangs ausgebildet worden, die sie mindestens in dem Maße beherrschte, daß sie in Konzerten mit Berufsjägerinnen Duette



Marie Wied,
berühmte Pianistin und Klavierpädagogin, Schwägerin Robert Schumanns, † am 2. November in Dresden im Alter von nahezu 85 Jahren. (Hofphot. Voigt, Frankfurt a. M.)



Senator R. H. Stadländer,
Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen 1911–1915, † am 4. November im 72. Lebensjahre. (Phot. Willy Dörs, Bremen.)



Julius Stettenheim,
Mitstreiter der deutschen Humanisten, Schöpfer der bekannten typischen Figur des Kriegerberufstätigers „Wippchen“, † am 30. Oktober in Berlin kurz vor Vollendung seines 85. Lebensjahres. (Phot. R. Dührkoop, Berlin.)

Ein Gesundbrunnen

für Nervöse, Genesende,
durch Verwundung oder
Strapazen Geschwächte
sind

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder
in Tabletten



12 Bäder M. 3.- in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.
Man verlange ausdrücklich Pinofluol in Tabletten

Gratismuster und viele Gutachten durch die
Pharmakon-Gesellschaft Chemische Fabrik Frankfurt a. M.



hatte vortragen oder auch gelegentlich einmal ein Solo übernehmen können. Reich an Erinnerungen an ihren Vater und an ihre Schwester und deren Gatten sowie an künstlerischen Anregungen ist ihre zuerst im Jahre 1912 und dann 1914 in zweiter Auflage erschienene Schrift „Aus dem Kreise Wied-Schumann“. Marie Wied war Königlich Sächsische Professorin der Musik und Fürstlich Hohenzollernsche Hofpianistin.

Um stille Feuer liegen.

Eine Erinnerung an den August 1914 von Hauptmann Thilo Kiefer, Graudenz.

Es war wieder mal anders gekommen. Ich hatte mir telefonisch von den Meinen Nachricht nach dem freundlichen ostpreussischen Grenzstädtchen erbeten, als es schon wieder hieß: abrücken. Irgend etwas von einer größeren Schlacht lag in der Luft. Wohl hatten wir von unserem Regimentskommandeur gehört, daß bei Endtuhnen 2000 Russen gefangen genommen seien — aber das war fern von uns, hoch oben im Nordosten. Nein, auch hier in unserer Nähe schienen sich die Ereignisse zusammenzudrängen. Denn was sollten die hochgepaddelten Flüchtlingswagen, die im Schutze des Städtchens auf dem Markte angefahren waren anderes bedeuten? Gewöhnlich waren sie mit Betten und etwas Hausgerät besetzt und waren umgeben von einer Kinderchar, die weniger ängstlich als neugierig dabeiblickte. Manche Kinderauge kannte doch nichts als die heimische Kute mit ihrem kleinen Stall. Nun sahen sie hier blühende Schaufensterscheiben, hinter denen allerhand schöne Sachen lagen, wie man sie sich für Weihnachten wünschte. — In der Stadt fühlte man sich auch mehr geborgen. Freilich, sie

mußten auch bald hier weg und lernten das Flüchtlingselement noch reichlich in den tiefen Wäldern Ostpreußens und Masuriens kennen.

Es lag etwas in der Luft!

Eine nicht unbeträchtliche Menge Beutepferde wurde

richten von daheim würden also wieder einmal mir nachhinken.

Wolkenloser, blauer Himmel lachte. Mein Rotzschimmel, der zwei Tage gestanden hatte, war übermüht, bockte und stieg, beruhigte sich aber, als ich vor der Kompanie einige Male die Griffe durchkommandiert hatte. Und dann ging's los: „Gruppenkolonne rechts — ohne Tritt marsch!“, das Kommando, das in jenen Augusttagen wohl am meisten gebraucht wurde.

Die Chaussee, der wir folgten, stieg zunächst sanft an, dann verlief sie gleichmäßig. Feldartillerie trabte an uns vorüber. Aus deren Reihen tönt's mir entgegen: „Guten Morgen, Herr Hauptmann Kiefer!“ Ich blide mich um. Nichts, der Gefreite mit dem Schnauzbart kommt mir bekannt vor. „Guten Tag“, erwidere ich. „Wer sind Sie doch?“ Ein freudiges Lächeln seinerseits und die Antwort: „Na, ich bin doch der Droschkentischer Nummer sechs aus Graudenz!“ — „Aha,“ wende ich mich zur Kompanie, „seht Ihr's, mein Freund der Droschkentischer...“ Lustiges Lachen und allherd Zurufe. Solche kleinen, harmlosen Zwischenfälle sind eine angenehme Zerstreuung auf dem Marsche. — Und der scheint heute wieder gut und ausgiebig zu werden!

„Mundharmonikaspieler an die Fete!“ — Ein Wehrmann erscheint mit etwas zigeunerhaftem Teint und dunklem Schnurbart. Das Gewehr hat ihm schon ein anderer aus seiner Gruppe abgenommen. Er wickelt sein Instrument aus dem

bunten Schnupftuch, führt es versuchsweise einige Male durch den breiten Mund, und ein fröhliches Marschpotpourri erklingt. Wie sie jetzt alle im Gleichschritt gehen!

Der Major hat mit seinem Adjutanten die kleine Szene beobachtet und setzt sich nun neben mir an die Spitze der



Zur Olgewinnung in der Kriegszeit: Obstkernsammlung des Vaterländischen Frauenvereins Berlin-Wilmersdorf.

eingeliefert und gemustert. Niemand wußte recht, woher sie kamen.

Ich hatte einen Appell für diesen Morgen angekehrt, da kam der Befehl, daß die Kompanien sich für 8 Uhr 15 Minuten zum Abmarsch bereitzuhalten hätten. Nach-

CHOCOLADEN ALPURSA CACAO



Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Reconvalescente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in **Dr. Hommel's Haematogen**

ein energisches Kräftigungsmittel

Verkauf: Apotheken & Drogerien. Preis per Flasche M.3.30.

Weißer Zähne

durch Chlorodont-Zahnpaste, auch gegen Mundgeruch. Herrlich erfrischender Geschmack. Tube 60 g und 1 A 20 g. Überall erhältlich.

170. Königl. Sächs. Landes-Lotterie
110 000 Lose 55 000 Gewinne
Ziehung 1. Klasse
6. und 7. Dezember

Hauptgewinne:
ev. **800 000 M.**
500 000 M.
300 000 M.
200 000 M.
150 000 M.

Lose
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5.- 10.- 25.- 50.-
Voll-Lose (gültig für alle Klassen)
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25.- 50.- 125.- 250.-
empfehlen und versenden

Ad. Müller & Co., Leipzig
Staatl. Kollektion, Brühl 10/12.

Kgl. Sächsische Landes-Lotterie
(In Österreich-Ungarn verboten.)
Jedes zweite Los gewinnt.
Die Ziehung 1. Klasse findet statt am 6. und 7. Dezember 1916.

Gewinne zu Mark
500 000 150 000
200 000 100 000
300 000
usw., sowie eine Prämie von Mark

Klassenlose für eine Klasse:
1/10 Los 1/5 Los 1/2 Los 1/1 Los
M. 5.- M. 10.- M. 25.- M. 50.-
Volllose für alle 5 Klassen:
1/10 Los 1/5 Los 1/2 Los 1/1 Los
M. 25.- M. 50.- M. 125.- M. 250.-
Versand durch den staatlich bestellten Kollekteur
J. F. Dietrich, Leipzig,
Lohrstrasse 2,
Postcheckkonto Leipzig Nr. 3120.
Reichsbank-Girokonto.

Blendend weiss macht Zahn-Pasta „Orbicol“
patentamt. gesch. Preis 1.25.
Schönheit erzeugt Lilien- oder
Glycerin-Honig-
Creme „Orbicol“ patent. gesch. Preis
1.25, beide Cremes 42.40, durch den
Orbicol-Versand, Breslau Z 56.

Kaisers Brust-Caramellen
mit den 3 Tannen

empfehlen als vortreffliches Hustenmittel **Kaisers Brust-Caramellen** mit den 3 Tannen. Millionen gebrauchen sie gegen Husten, Heiserkeit, Katarrh, schmerzenden Hals, Verschleimung, Keuchhusten, als Vorbeugungsmittel gegen Erkältungen. 6100 notar. beglaub. Zeugnisse verbürgen den sicheren Erfolg. Zu haben in Apotheken, Drogerien und wo Plakate sichtbar. Nur in Paketen zu 30 Pfg., Dose zu 60 Pfg., aber nie offen. Lassen Sie sich nichts anderes aufreden.
Fr. Kaiser, Waiblingen.

Lindener Samet
Die große Mode
Deutsches Erzeugnis
in schwarz u. vielen anderen Farben, ca. 47/70 cm breit
Meter 2.75 bis 12.50 Mk.
J. W. Sälzer, Hannover 19.
Proben postfrei.

Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Aerzte

Gegen Husten Katarrh

Emser Wasser

Verwendet
„Kreuz-Pfennig“-Marken
zu 1, 2, 5 und 10 Pfennig:

Wo am Orte nicht zu haben, wende man sich an die

„Kreuz-Pfennig“-Sammlung, Berlin, Abgeordnetenhaus, Zimmer 12.

Postfachkonto Berlin 20 997,
Fernsprecher: Zentrum 9041.

Gewinne

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

ev. **800 000 Mk.** (in Österreich-Ungarn verboten)

Prämie **300 000** „

Haupt- **500 000** „

Gewinne **200 000** „

150 000 „

100 000 „ usw.

Lose 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 5.-, 10.-, 25.-, 50.- p. Klasse

Ziehung 1. Klasse

am 6. u. 7. Dezember 1916.

Versand ins Feld, nach besetzten Gebieten und neutralem Ausland durch

Kgl. Lotteriekollekteur

A. Zapf, Leipzig, Brühl 2.

Das Alte stürzt! Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „Normal“ V. Anerk. Prosp. frei.
E. Kompalla, Dresden I 123.

KÖNIGL. SÄCHS. LANDESLOTTERIE
Die volle Hälfte Kleine Loszahl
Auszahlung sofort

800 000

500 000

Anfang:

6. u. 7. Dezbr.

Ziehung 1. Klasse

1/10 1/5 1/2 1/1

M. 5. 10. 25. 50

Volllose f. alle Kl.

1/10 1/5 1/2 1/1

M. 25. 50. 125. 250

Max Borstel

Leipzig 7

Amthliche Kollektion

Postcheck Leipzig 51172